

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1912

---

Nr. 268

---

Johann Jakob Reithard

Von

Dr. Rudolf Hunziker

---

Erster Teil

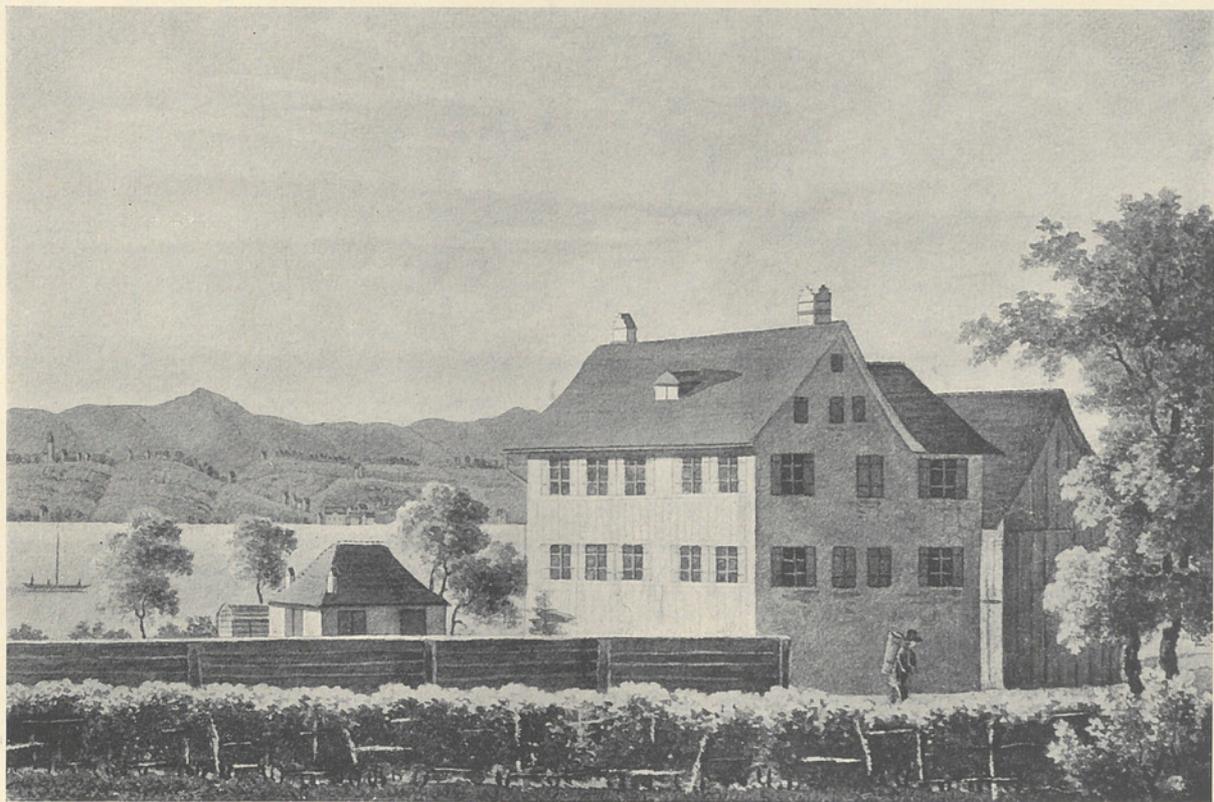
Mit vier Bildern

---

Kommissionsverlag von Beer & Cie.







Ach! nirgend scheint doch unsers Herrgotts Sonne  
So hold, wie da, wo sie zuerst uns schien!      Wiland.

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1912

---

Nr. 268

---

Johann Jakob Reithard

Von

Dr. Rudolf Hunziker

Erster Teil

Mit vier Bildern



## Elternhaus und Kindheit.

(1805—1823: Rüsnacht am Zürichsee.)

Wir wandern dem See entlang von Zürich nach Rüsnacht. Etwa fünf Minuten hinter Goldbach zweigt zur Linken ein Fahrweg von der Straße ab, der durch Reben und Wiesen zu der nahe dem Waldrand sichtbaren Häusergruppe Boglern hinauf und, wie uns ein Weiser belehrt, weiter nach Zumikon führt. Gegenüber dieser Stelle sehen wir ein zweistöckiges, habliches Bauernhaus mit Scheune und Pflanzland. Etwa drei Dezennien, bevor die neue Seestraße den schattigen Kirschbäumen dieses poetischen Erdenfleckleins das Todesurteil sprach, verlebte hier der Dichter Johann Jakob Reithard seine glückliche Kindheit. Die Zeichnung, die er später von dem Besitztum seiner Eltern<sup>1</sup> entwarf und die dieses Neujahrsblatt eröffnet, kann uns von dem einstigen Idyll einen Begriff geben; Wohnhaus und Scheune haben im Laufe der Zeiten die eine und andere Renovation erfahren, und das kleine Waschküschchen, das im Obst- und Gemüsegarten am See sichtbar ist, brannte im Mai 1892 nieder.

Reithard wurde am 15. März 1805 geboren und zwei Tage später auf den Namen Johann Jakob getauft. Die Familie hieß Reithar (Reithaar); das „d“ fügte der Dichter, offenbar des Wohlklangs oder des vornehmeren Schriftbildes wegen, um die Mitte der Zwanzigerjahre bei, und weil damals eine Namensänderung mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden war, adoptierten es auch seine Eltern und Geschwister.<sup>2</sup> Reithard und seine Vorfahren waren Bürger von Herrliberg; die letztern lassen sich in den Registern der Gemeinde bis ins Jahr 1629 zurückverfolgen. Des Dichters Großvater, Hans Conrad Reithaar, wohnte in der dortigen Tächlißweilerwacht; eine Zeitlang bekleidete er in Chur die Stelle eines Postbeamten. So kam es, daß Reithards 1773 geborener Vater, der ebenfalls den Namen Hans Conrad trug, sich bei den bündnerischen Pädagogen Konrad Greuter und Johann Peter Mesemann<sup>3</sup> eine tüchtige Bildung erwerben konnte; nach seiner Verheiratung siedelte er in das erwähnte Haus zu Rüsnacht über, das damalige Eigentum seines Schwiegervaters Johann Jakob Schulthess. Dem einfachen, rechtlich gesinnten Mann, der über einen gesunden Verstand und ein gutes Urteil verfügte, wurden in der Zeit der Helvetik und unter der Herrschaft der Mediationsakte, die ebenfalls „keine Privilegien der Geburt“ anzuerkennen sich bestrebte, eine Reihe von öffentlichen Ämtern übertragen; das Verzeichnis der in Rüsnacht Niedergelassenen nennt ihn „alt Zunftpräsident“, und als Grenadierhauptmann machte er

eine Grenzbesetzung am Rhein mit; bis zu seinem Tode gehörte er außerdem dem Oberwaisenamte Meilen an. Als aber nach dem Sturze der Mediation die aristokratischen Vorrechte aufs neue ihre volle Geltung erhielten und die Landbevölkerung sich in den alten Zustand der Abhängigkeit versetzt sah, da kamen für Conrad Reithar bittere Zeiten. Er verlor seine amtlichen Stellungen und Beziehungen, und da der Ertrag seines Besitztums zur Ernährung seiner zahlreichen Familie nicht hinreichte und auch die im Frühjahr 1823 vorgenommene Umwandlung eines Teils der Wohnung in eine „schöne, große Fabrikstube“,<sup>4</sup> die für zehn Webstühle Raum bot, den erhofften Erfolg nicht brachte, verarmte er mehr und mehr. Die Briefe, die von ihm erhalten sind, lassen erkennen, wie er trotz allem Ungemach in unentwegter Frömmigkeit den Glauben an das Gute nicht sinken ließ und wie ihm alles daran lag, seine Söhne und Töchter zu tüchtigen und braven Menschen zu erziehen. „Wie gerne würde ich sterben“, schrieb er einmal an seinen Jacques, „wenn ich meinen lieben Kindern noch den Segen geben und ihnen eine sorgenfreiere, glücklichere Zukunft, als die meinige war, schaffen könnte!“

Wir haben aus der Feder unseres Dichters, im Entwurf eines an einen unbekanntem welschen Adressaten gerichteten Bittbriefes vom Jahr 1831, eine ergreifende Schilderung dieses unverdienten Schicksals: „Je suis le fils d'un homme très estimable qui ne méritait point le sort terrible qui l'accompagnait pendant toute sa vie. Successivement chargé de quelques offices, il rendait à l'Etat des services dignes d'être remarqués, mais, au lieu d'une reconnaissance si méritée, il fut payé d'une ingratitude propre au gouvernement de l'année 1814. Ce gouvernement, qui a foulé tant de mérites, qui a commis tant d'injustices pour réorganiser et maintenir son système d'aristocratie, se faisait aussi plaisir d'opprimer mon bon père et de lui enlever les charges dont il s'était nourri et qui avaient aussi jusqu'ici assuré la subsistance à sa famille nombreuse. C'était en vain qu'il faisait tous ses efforts pour recevoir quelque emploi, en vain qu'il prouva évidemment ses capacités et ses mérites, on ne l'écouta point, on ne voulait pas l'écouter; il y avait quantité de patriciens et d'autres protégés qui devaient être placés, sujets devoués, tout autant capables ou non! Mon père aimait la liberté; mais ce n'était pas ce fantôme qui lutina ça et là sous le titre du plus noble sentiment de l'humanité: non, ce fut la chaste et sainte liberté qui se fonde sur l'indépendance intérieure, sur la perfection perpétuelle de l'esprit et du coeur. Le pauvre homme! Il ne fut pas compris de la plus grande partie, et de l'autre, il fut haï extrêmement; les uns l'enviaient à cause de la supériorité de son esprit, les autres profitaient habilement de cette passion; tant qu'il en fut la victime. Le nouveau régime (1814) ayant reconduit l'ancien système, et triomphant sur tous les partisans de la médiation, s'empressa de mettre chaque homme

véritablement libre hors d'influence, hors de son efficacité, et il en avait encore le plus vif plaisir, sentiment qu'il ne pouvait et qu'il ne voulait pas même cacher, quand un tel homme, jeté loin de sa chère, ayant perdu de quoi vivre, fut exposé avec toute sa famille aux plus grands embarras. Allez aux champs, reprenez la charrue, embrassez un métier quelconque; les emplois publics ne doivent pas être profanés et transformés en buts de spéculations mercantiles. C'était la réponse laconique de ces messieurs qui, pour la plupart, se nourrissaient de leurs charges!! Mon bon père fut parmi les disgraciés un des premiers; tout le monde reconnut ses mérites, ses capacités extraordinaires, surtout ses ennemis, mais ce ne fut qu'une cause de plus pour l'éloigner des affaires. Ainsi il fut mis dans l'inactivité, ainsi il perdit ses ressources pécuniaires, ainsi, après ses longs et fidèles services, il fut exposé avec une famille bien nombreuse à un avenir funeste. Ce fut en vain qu'il fonda une fabrique, en vain qu'il s'efforça de devenir marchand: il ne pouvait pas changer de nature, tous ses désirs s'attachaient à sa carrière quittée; il sentit profondément que ce fut la destination de sa vie, et cette conviction le rendait fort malheureux. Il devint de jour en jour plus triste; la contemplation quotidienne de la décadence de sa fortune le pénétra du pressentiment de la ruine totale, il ne pouvait pas survivre à ce moment horrible. Hélas! un jour — trois années sombres se sont écoulées depuis — un jour, il partit, sous prétexte d'affaires, pour Meilen, village voisin de Kussnacht, il partit sans retourner jamais au sein de sa famille inconsolable. Point de traces, pas la moindre lumière nous instruisent sur la disparition énigmatique de notre bon père, et, quoique nous soyons persuadés de sa mort, nous ne sommes pas en état de nous éclairer sur la manière dont se fit cet évènement funeste.“

Die von Sohnesliebe und Jugenderinnerung in mächtige Schwingungen versetzte Phantasie Reithards und der den Zweck dieses Briefes bildende Wunsch, seiner bedrängten Mutter um jeden Preis Hülfe zu schaffen, haben wohl Reithard seines Vaters geistige Eigenschaften und Bedeutung im öffentlichen Leben in einem verklärenden Lichte gezeigt; die mitgeteilten Worte geben uns den Eindruck eines durch das Vergrößerungsglas der Pietät schauenden Nachrufes. In bezug auf den räthselhaften Tod Conrad Reithards erfahren wir aus einem alten Bürgerhaushaltsregister der Gemeinde Herrliberg, daß er seit dem 27. November 1828 vermißt wurde. Am Morgen dieses Tages nahm er in Meilen an einer Sitzung des Oberwaisengerichtes teil, dann aß er mit Junker Oberamtmann v. Wyß zu Mittag und kehrte auf dem Heimweg noch bei Jakob Wüst im Gut an der Seehalde zu Erlenbach ein. Mit gutem Mut verließ er, wie seine Gattin in einem Briefe sich äußert, um halb acht Uhr das Wirtshaus, um nicht mehr gesehen zu werden. Die Vermutung Reithards, sein Vater habe in Verzweiflung und Melancholie selbst Hand an sein Leben gelegt, teilten die übrigen Familien-

glieder nicht, und es kränkte sie tief, daß da und dort das Gerücht des Selbstmordes auftauchte. Übrigens gibt Keithard einzig in dieser Briefstelle eine solche Andeutung; in Wahrheit scheint auch er an ein Verbrechen geglaubt zu haben, wie die Verse beweisen, die er in dem Gedicht „Meine Heimat am Zürichsee“ dem Andenken seines Vaters weihte.<sup>5</sup>

. . . Dort steht ein teurer Schatten  
 Mit ernster Stirn und schmerzumflortem Blick:  
 Mein guter Vater, edelster der Gatten,  
 Aus welchem Grabe kehrest du zurück?  
 Du schweigst und wiegst dein Haupt, das früherbleichte,  
 Und trockenst seufzend rote Tropfen ab. . .  
 Es sei! — Wo auch der Mörder dich erreichte,  
 Dein Grab ist eines Ehrenmannes Grab.  
 Viel warst du mir durch Beispiel, viel durch Lehre,  
 Gediegen war dein Wort und so dein Tun;  
 O möge stets, du Muster echter Ehre,  
 Dein edler Geist auf deinem Sohne ruhn!

Keithards Mutter, Anna Schultheß, war die 1781 geborene Tochter eines geachteten Gemeindevorstehers in Rüsnacht, der durch Seidenfabrikation, die er für ein Zürcher Haus betrieb, sich ein schönes Vermögen erworben hatte. Er nahm 1794 mit seinem Sohne Heinrich an der unter dem Namen Memorialhandel bekannten freiheitlichen Bewegung teil, mit der eine Reihe der Seegemeinden das drückende Joch der Stadt zu lockern suchten, und wurde, „da er sich nach Auffindung der Waldmannschen Spruchbriefe zum Abgeordneten nach Zürich hatte brauchen lassen“, um 1500 Gulden gebüßt. Mit dem Vater war der Sohn Heinrich zur Untersuchung geschleppt worden, denn Pfarrer Wegmann in Rüsnacht hatte diesen verdächtigt, den Ausspruch getan zu haben, „er ruhe nicht, bis die Stadt an allen Ecken brenne und die Gimmat vom Städterblut rot fließe.“ Wenn er vom Gericht lediglich mit einem eindringlichen Zuspruch entlassen wurde, so geschah es darum, weil die „gnädigen Herren und Obern“ den schwächlichen und linkischen Jüngling für blödsinnig hielten. Er war aber im Gegenteil eine Kapazität ersten Ranges. Da damals einem Landmann die Wege zur höheren Bildung noch nicht offen standen, hatte er sich durch Selbststudium in die Wissenschaften vertieft und sich dank seiner außergewöhnlichen Begabung und seiner philosophischen Ueberlegenheit eine klare und reife, von ethischer Größe und wahrer Religiosität getragene Lebensanschauung errungen. Für die Interessen des Landvolkes war er, da er sich in seiner bescheidenen Art und wegen seines mangelhaften Gehörs nicht zum Führer und Redner eignete, im stillen tätig. „Seine nie ruhende Feder kopierte den Waldmannschen und den Kappelerbrief zu vielen Exemplaren und schrieb eine Menge Aufsätze, welche durch die glühende Begeisterung, die sich für die Sache der Freiheit darin aussprach, sowie durch ihre Gründlichkeit und Klarheit nicht

wenig zu dem gerechten Aufstande beitragen, welcher, wie es in den Annalen der Geschichte und im Herzen aller guten Seebewohner unverwüstlich eingegraben ist, bald nachher mit so himmelschreiender Ungerechtigkeit unterdrückt wurde.“ Dieser Mißerfolg machte auf Heinrich Schultheß einen erschütternden Eindruck. Die neue Zeit erlebte er nicht mehr; als ihre Morgenröte sich anzukünden begann, starb er, am 8. März 1797, an den Folgen einer Operation.<sup>6</sup>

Außer diesem sechs Jahre älteren Bruder hatte Reithards Mutter keine Geschwister. Er war ihr wie ein Vater, zu dem sie stets in Ehrfurcht und inniger Liebe aufblickte, und übte einen bestimmenden Einfluß auf sie aus. Ein halbes Jahr nach seinem Tod vermählte sie sich, im Alter von erst sechzehn Jahren, mit Conrad Reithar, dem sie zehn Kinder schenkte. Von den sieben, die am Leben blieben, füllten die fünf Töchter und unser Dichter ihren Platz in der Welt mit Ehren aus. Am unbedeutendsten scheint Konrad, der 1800 geborene einzige Bruder Jakobs gewesen zu sein, der sich der Landwirtschaft und nachher dem Kaufmannsstande widmete, aber, da es ihm an Energie und Ernst gebrach, den Seinen häufig zur Last fiel. Er wanderte schließlich als Pharmazeut nach Buffalo aus und überließ die Sorge um seine Kinder vor allem seinem Bruder, der sie in der Pestalozzistiftung Olzberg unterbrachte. Die beiden älteren Schwestern, die 1802 geborene Elisabetha und namentlich die 1799 geborene Anna, sollten im Dasein des Dichters eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Von der Mutter war auf alle Kinder eine auf das Hohe und Ideale gestimmte Denkweise übergegangen. Denn die Natur hatte Anna Schultheß mit vortrefflichen Gaben des Geistes und des Gemütes ausgestattet. Die ersteren erhielten in einer Privatschule des nahen Zürich Nahrung und Förderung, die letzteren, die namentlich in einer fast schwärmerischen Frömmigkeit zutage traten, betätigte sie vor allem in der Erziehung ihrer Kinder. Reithard hing mit ganzer Seele an ihr und wurde auch in späteren Jahren nicht müde, ihren entscheidenden Einfluß in Worte zu fassen. Er nannte sie „ein wahrhaft erhabenes Wesen, einen aus dem Himmel auf die Erde verirrtten seligen Geist“,<sup>7</sup> und in dem über seine Jugendentwicklung Auskunft gebenden Nachwort, das er 1842 zu seinen „Gedichten“ schrieb, lesen wir: „In meinem Herzen behauptete damals — wie jetzt noch — meine gute Mutter den Oberplatz; von ihr ging ein heilig Glauben, Hoffen und Lieben in meine Seele über; durch sie empfang ich von Gott den Sinn für das Schöne, wo es nur sein und wie es heißen mochte. Sie war meine ehrwürdigste und geliebteste Freundin und wird es bleiben, bis das Leben zum letztenmal an meine Brust klopft; denn obgleich ihre Hülle schon sieben Jahre im Grabe ruht: ihr Wesen verließ mich nicht. . . . Ja, mein bestes Teil hab ich von dir, du Verklärte! Wie gering ist alles, was ich mühsam selbst errang, gegen das, was deine heilige Liebe, was dein Herz in das meine, dein Geist in den meinen niederlegte! Und

welchen Anteil hast du an all meinem bessern Ringen und Streben! Wahrlich, wen Gott lieb hat, dem gibt er eine solche Mutter!“<sup>8</sup>

Daneben ließ Anna Reithar als Erzieherin nicht mit sich spassen. „Sie wußte besser als jemand, daß die innere Fülle kräftiger Menschen ursprünglich immer göttlicher Art ist und es lediglich von der Richtung abhängt, ob sie es bleiben oder in diabolisches Wesen umschlagen soll. Sie hatte darum einen hohen und strengen Begriff von den Pflichten der Erzieher und ging gerne buchstäblich der Lehre nach, daß die elterliche Liebe sich vorzugsweise in der Züchtigung beweise.“ Reithard erzählt, wie die Mutter gelegentlich noch dem zwölfjährigen eigensinnigen Burschen, „der seine Ueberzeugung nur schwer änderte“, ihre Grundsätze mit der Birkenrute zu kosten gab.<sup>9</sup>

Volles Verständnis brachte die phantasiebegabte Frau dem poetischen Talente Reithards entgegen. Dieses äußerte sich ausnehmend früh, zunächst als hervorragende Sprach- und Reingewandtheit. Vom sechsten Jahre an setzte er seine Umgebung damit in Staunen. Wo eine burleske Persönlichkeit ihm begegnete oder ein komischer Vorfall ihn anregte, improvisierte er rasch ein paar lustige Strophen, die das Lächerliche scharf hervorhoben. In der Beschreibung der ersten Reise, die er im neunten Jahre mit seinem Bruder zum Vetter Bernhard Greuter in Islikon unternehmen durfte, sind uns einige dieser Erstlinge erhalten, so die vier Verse auf den Rüschnachter Sonnenwirt, die im Volksmunde heute noch leben:<sup>10</sup>

Herr Sunnewirt, pos Sappermänt!  
 I möcht-I frümli rate,  
 Es Bihl minder Kumpflimänt  
 Und mehner Chalberbrate!

Die Alltagschule bot ihm wenig, und spielend tat ers seinen Kameraden zuvor. Weit mehr lernte er im Elternhaus, und in Privatanstalten zu Zürich eignete er sich später neben den gewöhnlichen Realien die Kenntnis der französischen und lateinischen Sprache an. Am wohlsten fühlte sich der Knabe, wenn er seinen Träumen nachhängen konnte; es zog ihn an einsame, von der Sage oder der Geschichte verklärte Orte der Umgebung, so auf den mit Brombeer- und Wacholdergestrüpp bewachsenen Waldhügel des Islikirchleins, von dessen spärlichen Ruinen es hieß, sie hätten in grauer Vorzeit einem römischen, der Göttin Isis geweihten Tempel angehört, oder in die feierliche Stille der Wulp, der einstigen Feste Lüttholds von Regensberg, wo das Rauschen der Bäume um und über ihm sich mit dem Rauschen des in der Tiefe vorbeifließenden Dorfbachs vereinigte. Da die Gabe des poetischen Hellsehens dem Jüngling in hohem Maße eignete, bevölkerte seine Phantasie all diese Stätten mit den Gestalten der Vergangenheit. Reithard erzählt selbst, wie er oft des Nachts, das Antlitz gegen den Pfühl gewendet, seinen Zimmer und Bett mit ihm teilenden Bruder mit bunten Schildereien wunderbarer Bilder und



Hans Conrad Reithar, 1773–1828.



Mähren ergözte.<sup>11</sup> Auch wenn er auf der Wiese vor dem Elsternhause Siesta hielt, überwältigte ihn oft plötzlich diese innere Welt. „Stundenlang pflegte ich mit dem Gesicht im Rasen zu liegen und geschlossenen Auges das bunte Pfauenrad der Phantasie zu schlagen. Ein Kaleidoskop von Farben und Formen eröffnete in der Regel den Reigen: rasch wechselnde Gemälde seltsamer Art, lebendige Tapeten, die zuletzt in anmutige Gegenden übergingen, von lichten Gestalten bevölkert. Von Minute zu Minute steigerte sich diese tief innerliche Anschauung, bis ich mich endlich ganz im Himmel fühlte und selber leichten Fluges über paradiesische Auen schwebte. Mein Bruder kannte diese wunderliche Sehergabe und machte seinen Zeitvertreib aus ihr. ‚Was siehst du?‘ fragte er oft, wenn er mich in der beschriebenen Lage fand. Und nun begann meine Schilderung, die an Wärme und Lebendigkeit in dem Maße zunahm, als der irdische Nebel sich von meinem tiefsten Selbst ablöste. Oft gab er meinem innern Auge durch bestimmte Fragen beschränkende Richtungen, bindende Ziel- punkte. Bald versetzte er mich auf die Feste Wulp und wolle Gemächer und Bewohner, Leben und Treiben des Rittervolkes beschrieben haben. Dann baute die seit Jahrhunderten in Trümmern liegende Burg mit Türmen und Ring- mauern, Wall und Graben vor meiner Seele sich auf, die Zugbrücke fiel, Ge- panzerte ritten darüber, tummelten sich im Schloßhofe, stiegen ab, eilten die Wendeltreppen hinan. Ich folgte ihnen durch Gänge und Gemächer, sah sie die Damen grüßen, in den großen Rittersaal treten. — — Bald wollte mein Bruder wissen, was im Innern der Erde vorginge. Dann versenkte sich mein Geist. Tiefer und tiefer, in unendliche Abgründe gings, und es öffneten sich Höhlen, die ich durchwandelte. Ich hörte Ströme rauschen, ich drang durch Feuerschwaden, ver- nahm die Donner unermesslicher Tiefen und schaute wunderbar gestaltete, zwerghafte Wesen, wie sie bloß im Bauche der Erde vorkommen können . . .“<sup>12</sup>

Das Spiel der Phantasie suchte der Knabe nach Kräften in Wirklichkeit umzusetzen. So hatte er sich das grüne Kämmerli, das Gastzimmer des Hauses, das mit hübschen Polstersejjeln und einem aristokratischen Himmelbett aus- gestattet war, von jeher zum Lieblingsaufenthalt erkoren. „Ich hatte die Marotte, dasselbe überall bei meinen Kameraden für mein Zimmer auszugeben. Im grünen Kämmerli gab ich ihnen Audienz, im grünen Kämmerli erwartete ich sie vornehm mit einem Buche — damals Hüblers Bilderbibel — in der Hand; im grünen Kämmerli zeigte ich ihnen das Heldenkleid und die Heldenwaffen meines Vaters, der als Grenadierhauptmann am Rhein gegläntzt und als solcher dem traurigen Geschick nachgegeben hatte, seiner retirierten Kompagnie nach der Heimat zu folgen, im grünen Kämmerli überließ ich mich meinen ersten Träumen, und fürs Träumen war das grüne Kämmerli recht eigentlich geschaffen, zumal im Frühling, wenn der große Kirschbaum davor seine Blüten und Düfte durchs offene Fenster schüttelte und das Volk der Bienen summend in allen Kelchen schwelgte.“<sup>13</sup>

Auf den täglichen Schulgängen nach Zürich begleitete Reithard ebenfalls dieses frühreife, intuitive Schauen.<sup>14</sup> „Sein Auge ruhte betrachtend auf jedem alten Turme und Hause der Stadt“, und die längst begrabenen Zeiten traten in um so bestimmteren Umrissen vor seine Blicke, „je eifriger er das Studium der Geschichte, besonders alter Chroniken trieb, über die er, wo er sie immer erhaschen konnte, mit wahren Heißhunger herfiel“. Ründet sich hierin schon deutlich der spätere Sagenforscher und Balladendichter an, so lag im übrigen seiner Lektüre, der er sich „infolge der literarischen Hauspolizei“ häufig heimlich widmete, kein System und keine vernünftige Auswahl zugrunde. In seinem Geist entstand „ein wunderliches Chaos von Begriffen und Bildern“, so daß er später „einen langen und schmerzlichen Kampf zu kämpfen hatte, um die romanhafte Lüsterheit zu überwinden und dem Brot der Wissenschaft Geschmack abzugewinnen.“ Neben den historischen Werken und den Sagenbüchern, von denen er die dickleibige Pamela, die schöne Melusine, Till Eulenspiegel, Faust und Rinaldini besonders nennt, vertiefte er sich vor allem in die Schriften Jung Stilling's, und eine Zeitlang beschäftigten ihn die Fragen der Geistererscheinungen, des Somnambulismus und des tierischen Magnetismus in hohem Maße. Von seiner frommen Mutter unterstützt, lebte er sich in die Gedankenwelt Swedenborg's, Böhm's und vor allem Eckartshausen's ein.

Von Gedichten wollte er bis in sein vierzehntes Lebensjahr wenig wissen, eingedenk des Zwanges, mit dem ihm die Gellertschen Fabeln einge-trichtert worden waren. Dann kam ihm zunächst Uhland, später Schiller in die Hand. Beide las er in den Ruinen seiner geliebten Wulp: „Das war keine trockene Didaktik, keine Theologie in Reimen, das war lebendiges Gotteswort, wie es, der Unendlichkeit entsteigend, über die Wasser des Menschendaseins dahinschwebt, ein allmächtig Werde!“ Aber lange, bevor „dieser erste Strahl echter deutscher Poesie“ in Reithards stilles, friedliches Landleben leuchtete, hatte er eine ansehnliche Mappe mit eigenen Produkten gefüllt. „Da gab es Balladen — abenteuerliche, mit Versen durchspickte Erzählungen aus der Ritterzeit — neben versifizierten Ergüssen lyrisch-didaktischer Art: Gebete, Oden, Lieder und endlich schüchterne erotische Flügelschläge einer ängstlich überwachten Jünglings-natur.“

Mit besonderer Verehrung und Liebe gedachte Reithard allzeit des Chor-herrn und Professors Johann Heinrich Bremi, der sich schon früh des begabten Knaben annahm und in dem Durcheinander seiner wahllos aufgestapelten Kenntnisse die erste Ordnung schuf. Es schien, als ob unter dessen Führung sein von der Mutter eifrig genährter Wunsch, sich dem geistlichen Stande zu widmen, der Erfüllung näher gerückt werden könnte. Da brachte eine Krankheit den schwächlichen und stets schonungsbedürftigen Jüngling dem Tode nahe. Als er sich nach mehr als einem halben Jahre wieder erheben konnte, hielt es der Arzt für ausgeschlossen, daß sein widerstandsloser Körper die Strapazen eines regel-

mäßigen Studiums und seine Brust das Predigen ertragen könne. Jetzt drang der Vater darauf, daß Jacques Kaufmann werde, während die Mutter, die sein Wesen richtiger würdigte, wünschte, daß er sich der Kunst zuwende. Sie behielt insofern recht, als ihr Sohn nun bei einem Graveur als Lehrling eintrat. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, nach einem halben Jahr kehrte Reithard ins Elternhaus zurück; „der Graveur hatte dem Lehrling eine unüberwindliche Abneigung gegen das Gravieren ins Herz graviert.“ Jetzt setzte der erzürnte Vater seinen Willen durch; Reithard kam zu einem Kaufmann aufs Comptoir, und da er sich als flinken und des Französischen kundigen Brieffschreiber auswies, erhielt er gleich von Anfang an als Halbkommis eine kleine Besoldung. Der neue Prinzipal merkte bald, daß Reithard für den Handelsstand keine Anlagen besaß; da er aber selbst ein warmer Freund der Poesie war, leistete er dessen Neigungen liebenswürdigen Vorschub, stellte ihm seine reiche Bibliothek zur Verfügung und wußte endlich den Vater zu bereden, daß er dem Sohn die Fortsetzung der Studien und den Eintritt in das einem heutigen oberen Gymnasium entsprechende Collegium humanitatis gestattete. Doch nun begann für diesen eine recht kümmerliche Zeit; denn die Eltern konnten ihm bei ihrer armseligen Lage keinerlei Unterstützung gewähren. „Ein paar tägliche Privatstunden, die ihm wenige Baten eintrugen, stützten seine Existenz. Bei schönem Wetter war der Lindenhof mit seinem Brunnen und seinen grünen Bäumen, auf denen sich bunte Singvögel wiegten, der Bankettsaal, in welchem der Jüngling sein Mittagmahl hielt, das in einem Stück Brot und einem Würstchen bestand. Bei schlechtem Wetter und zur Winterszeit öffnete ihm eine befreundete Krämerin ihr Ladenstübchen. Seine Schlafstelle teilte er mit dem Knecht eines Oheims, der in der Nähe der Stadt [im Tiefenbrunnen] eine Schenke hielt; dieser Knecht war ihm ein lieber Geselle, voll von Schwänken, Märchen und Sagen, die er gegen ähnliche Münze bereitwillig austauschte.“ Am Samstagabend wanderte Reithard jeweilen heim ins Vaterhaus, um am Sonntag die Stätten seiner Kindheit zu besuchen.

## Die pädagogische Periode.

(1823 — 1824: Zferten und Burgdorf.)

Lange kann Reithard kaum am oberen Gymnasium hospitiert haben; <sup>15</sup> auch scheint der Plan, nach dem er hätte Pfarrer werden sollen, nicht wieder aufgenommen worden zu sein. Da er aber am Unterrichten Freude bekam, entschloß er sich im Einverständnis mit seinen Eltern, zu Zferten sich zum Lehrer auszubilden, wohin Pestalozzis Name immer noch eine große Zahl von Zöglingen lockte, wenn schon sein Erziehungsinstitut in Folge der inneren Zerwürfnisse mit raschen Schritten dem Verfall entgegenging. Auf den Rat des greisen,

damals nicht mehr amenden Antistes Heß wandte sich Reithard an Niederer, der sich mit warmem Interesse seiner annahm und ihm einen Platz in der Krüßischen Anstalt zu verschaffen versprach. Doch an eine rasche Abreise konnte nicht gedacht werden, da die Mittel zur Ausrüstung fehlten. Um sie sich zu erwerben, schritt er trotz „langer Bedenken“ schnell entschlossen zur Veröffentlichung seiner Jugendgedichte. Der Vater wünschte sie, „bewundernde Freunde, die nichts verstanden, hatten mir in den Ohren gelegen, und ich ließ mich so gerne drängen.“ In einer „Ankündigung“, die bestimmt war, verschiedenen Zeitungen beigelegt zu werden, tröstete Reithard sich und seine künftigen Leser über mancherlei Zweifel: „Ich bin ein noch nicht achtzehnjähriger Jüngling vom Lande und kein Gelehrter; aber daß auch Ungelehrte zum feinen Denken fähig sein, Talent fürs Schöne haben und dasselbe durch gutgewählte Lektüre bilden können, ist wohl durch viele Beispiele außer Zweifel gesetzt.“ Dieser Selbstanzeige ließ er „als Probe“ ein aus zweiundzwanzig Strophen bestehendes, der Sammlung nicht einverleibtes Gedicht „Leonidas und die Griechen“ bedrucken, das den Heldenkampf an den Thermopylen in überschwenglichen Farben malt und mit einem etwas naiven Appell an die unglücklichen, der Grausamkeit der türkischen Sieger preisgegebenen Nachkommen des von jedem Gebildeten gefeierten Volkes schließt:

Euch sei dies Lied ein neuer Sporn,  
Auf daß ein jeder stark und kräftig fechte  
Für seiner Ahnen heilige Menschenrechte  
Mit hohem Mut und edelm Zorn!

Der angehende Poet schwärmte für den Freiheitsmut der Hellenen und ihre Todesverachtung, die damals allerorten höchste Bewunderung fanden. Mit seinem für die Ideale des Christentums und der Kunst empfänglichen Gemüt, vielleicht auch mit gelegentlichen Dienstleistungen verfolgte er die segensbringende Tätigkeit der schweizerischen Hilfsvereine für die Griechen, an deren Spitze sein Gönner, Professor Bremi, stand, und die gastliche Aufnahme und Pflege, welche den verschiedenen Abteilungen der Flüchtlinge auf ihren Zügen durch Zürich zuteil wurde. Im April 1823 veröffentlichte er in der Freitagszeitung einen „Zuruf an die Griechen“, der diese mit Emphase zur Eintracht mahnt und ihnen die künftige Unabhängigkeit prophezeit.<sup>16</sup>

Athen wird neu aus seinem Schutte steigen,  
Ein Sparta hebt aus den Ruinen sich.  
Europas Kronen werden stumm sich neigen.  
Der Halbmond flieht. Das Kreuz strahlt ewiglich.

Doch kehren wir zur Herausgabe der ersten Gedichte Reithards zurück. Nachdem alles gut eingefädelt war, bat er die höchste poetische Instanz des damaligen Zürich, den „wohlgebornen, hochgeachten Herrn Ratsherr“ Martin Usteri, in einem recht unbeholfenen, aber „in ehrfurchtsvoller Ergebenheit“ ab-

gefaßten Schreiben als „Dero gehorsamster Diener“ um seinen Segen.<sup>17</sup> „Beyfolgend erhalten Sie die poetischen Arbeiten eines ländlichen Jünglings, der dieselben, wie mitliegende Ankündigung, die nächster Zürcherzeitung als Beylage zugesellt wird, es lautet, in Bälde der Presse übergeben möchte, dieselben aber vorher noch pflichtmäßig dero gefälliger Prüfung in Ehrerbietung vorlegt. Möge unter diesen Knospen allen sich keine finden, die das gerechte Mißfallen Ihres richtenden Blickes auf sich ziehen könnte!“ Usteri brachte es offenbar um so weniger über sich, den Feuereifer des „ländlichen Jünglings“ zu dämpfen, als die Publikation beschlossene Sache war. So erschienen auf Ende 1822 in der Gefner'schen Offizin zu Zürich die „Knospen, entsprossen in einsamen Stunden von Johann Jakob Reithar in Rüsnacht am Zürichsee“, ein bescheidenes Bändchen von 116 Seiten.

Als den Grundton, auf welchen diese Lieder gestimmt sind, können wir eine von Herzen kommende Frömmigkeit und die aus ihr entspringenden seelischen Freuden bezeichnen. Freilich, eine besondere Tiefe oder Eigenart zeigen diese Gedanken nicht; es sind zum guten Teil ausschmückende und ergänzende Erinnerungen an den Konfirmationsunterricht und Anklänge an die damals viel gelesenen religiösen Lieder Wilhelm Witschels. Alle Erscheinungen der Natur, die Sonne, die „golden aufsteigt“, das zerstörende Unwetter, das „duftige Dunkel der Lenznacht“, der Rheinfluss, der „in Silberwogen hoch vom Klippenberge raußt“ — sind dazu berufen, das gerechte Walten eines höchsten Wesens ahnen zu lassen, die Sehnsucht nach ihm zu erwecken.

Wenn nach brennend schwüler Mittagshitze  
Stürme brausen durch den Fichtenhain,  
Dann denk ich beim Licht der Flammenblitze:  
Groß und stark muß jenes Wesen sein.

Aber wenn der Zephyr lieblich säufelt  
Bei der Dämmerung ungewissem Schein,  
Fühl' ich, wenn er alle Blätter kräufelt:  
Lieb und gut muß jenes Wesen sein.

Dieser heiligen Überzeugung des Siebzehnjährigen, der einst hatte Pfarrer werden wollen, halten wir manche Naivität zugute; aber lächeln müssen wir, wenn er seine Ideen vom ehelichen Glück in pathetische Mahnungen kleidet oder wenn er mit der Miene des von Gott gestärkten Dulders den greisen alt Dekan Diethelm Schweizer in Hirzel über den Tod seiner Tochter tröstet.

Mitten aus dieser irdischen Welt vernehmen wir ein paar schüchterne Seufzer der Entrüstung über die Unfreiheit des Volkes und der Sehnsucht nach besseren Zeiten, „in denen Tellen und Winkelriede nicht im bloßen Liede leben“. Und in einem „Aufruf an die Schweizerjünglinge“ fragt er:

O denkt beschämt: was waren unsre Ahnen?  
Und ach, was sind wir späte Enkel nun,  
Die wir uns auf die alten Feindesfahnen  
Und auf der Väter Siege gütlich tun?

Mit diesen Worten hat Keithard, ohne es zu ahnen, seiner gesamten dichterischen Tätigkeit ein Propemptikon gesprochen; denn Zeit seines Lebens ging sein künstlerisch-patriotisches Streben darauf, „den alten Schweizergeist, den Geist der Tapferkeit, Einfachheit, Frömmigkeit und Treue in seiner historischen Vergangenheit und im Schmuck der Sage den nachfolgenden Generationen als Leuchte hinzustellen.“<sup>18</sup> In der Tat finden wir schon in den Knospen diverse Balladen über vaterländische Sagenstoffe: „Wilhelm Tell“, „Niklaus von Flüe“, „Bertha und Hildegard oder die Stiftung des Fraumünsters in Zürich“. Sie sind trotz oder besser wegen ihrer relativen Selbständigkeit die schwächsten Stücke der Sammlung; manches darin wirkt fast komisch, wenn auch z. B. seine Tellballade, die von Lavaters bekanntem Tellenlied beeinflusst ist, weit über den knabenhaften Reimereien „Wilhelm Tell“ und „Tells Junge“ des Zürcher Geschichtsprofessors Leonhard Meister<sup>19</sup> steht und auch die Tellgedichte des Toggenburgers J. J. Rütlinger überragt, dessen poetische Erstlinge in jener Zeit ein gewisses Aufsehen erregten.<sup>20</sup> Im übrigen fühlte sich Keithard vor allem im Banne der phantastischen Welt Fouqués, und er gibt seiner inbrünstigen Verehrung für den Verfasser des „Zauberrings“ rührenden Ausdruck:

In dem Land, wo hohe Alpen stehen,  
Die im Sommer selbst ein Schnee bedeckt,  
Da, wo reine, süße Lüfte wehen,  
Hat ein Jüngling, Großer, dich entdeckt.  
Und er ist so kühn und darf es wagen,  
Dir die liebevolle Hulldigung  
Wie ein Kind dem Vater darzutragen,  
In des unschuldvollen Liebes Schwung.

Auch Caroline Bichler zählt unter Keithards Angebetete, und die mit zahlreichen Liedern durchwirkte Profasfizze „Der Ätliberg“, in dem die Einnahme des Schlosses durch die von Rudolf von Habsburg angeführten Zürcher mit einem süßen Minnesänger-Einschlag durchflochten ist, läßt erkennen, daß Keithard auch in den Sentimentalitäten der Romantiker wohl bewandert war.

Ich habe diese stammelnden Jugendversuche, in denen sich außerdem der Einfluß Schillerischer Gedichte nachweisen läßt, darum ausführlicher behandelt, als ihr poetischer Wert es verdient, weil in ihnen, wie wir später konstatieren werden, schon fast sämtliche Vorzüge und Schwächen von Keithards Dichtertalent sich nachweisen lassen. Selbstverständlich zeigt sich das Können seiner Mannesjahre in einem unendlich reicheren Lichte; seine Sprache wird originell und packend, sein Geist ungleich schärfer und sein Empfinden reifer und reiner, und nach der Richtung des Komischen und Satirischen werden wir eine neue Seite an ihm entdecken, aber er bleibt vor allem Schilderer, das Deskriptive ist in seiner Begabung vorherrschend. Es zeugt von Martin Usteris trefflicherem Urteil in poetischen, daß er nach Kenntnisaufnahme des Bändchens Keithard ermunterte, vor allem mit den epischen Versuchen fortzufahren.<sup>21</sup>

Daß die Kritik die formellen und inhaltlichen Mängel der Knospen nicht verschwieg, liegt auf der Hand, und wir erfahren, daß Reithard im Unmut darüber „die noch vorigen Exemplare dem Feuer übergab“. Aber wenn er schon „die Herausgabe des Büchleins als eine große Voreiligkeit aufrichtig bereute“, so dürfte er sich später wieder einigermaßen mit ihm ausgesöhnt haben; sonst hätte er wohl kaum im Anhang zu den 1842 edierten „Gedichten“ auf vollen acht Seiten Proben aus den „Knospen“ mitgeteilt.

Das Resultat der Subskription, welche die Gessner'sche Buchhandlung im November 1822 auf das zwölf Bagen kostende Büchlein eröffnet hatte,<sup>22</sup> scheint den an die Publikation geknüpften Erwartungen entsprochen zu haben; wenigstens wurde nun die Übersiedlung nach Yverdon zur Tat. Mit Empfehlungen an Pestalozzi, Niederer und Näff ausgestattet, verließ Reithard Ende Juni 1823 seine Heimat. Er wurde als Zögling in die Krüsi'sche Anstalt aufgenommen, die, da ihr Vorsteher kurz vorher als Direktor an die Kantonschule in Trogen berufen worden war, nunmehr Rant und Niederer leiteten. Über den Empfang bei Pestalozzi wollen wir dem Dichter selbst das Wort lassen: „Als ich ihn, versehen mit einem Empfehlungsbriefe des ehrwürdigen Antistes Hess, besuchte, fand ich den Greis im Dachzimmer eines Eckturmes des Pfarter Schlosses. Ich war ein für Pestalozzi's Streben feurig eingenommener junger Mensch und trat mit Ehrfurcht in das stille Cloiset des berühmten Mannes. Ob auch sein Glückstern im Sinken, seine Anstalt im Verfall war, in meinem Gemüte lebte der Verfasser von Lienhard und Gertrud, der Armenvater von Neuhof und Stanz, der Erfinder einer naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsmethode, der Begründer einer neuen Ära des Volkslebens in unverwelklicher, von keinen äußern Glücks- oder Übelständen bedingter und verkümmerteter Glorie. Pestalozzi lag, als ich in das ärmlich ausgestattete Zimmer trat, seiner Gewohnheit nach angekleidet im Bette und diktierte einer jungen Dame in die Feder. Bei meinem Eintritt fuhr er hastig auf: ‚Was wär Euch lieb?‘ Ich übergab ihm den Brief und richtete noch mündlich die Grüße seines greisen Freundes aus. Kaum hatte ich den Namen ‚Antistes Hess‘ ausgesprochen, als der Sonnenschein einer herzlichen Freude sein vielfaltiges Antlitz übergöß. ‚Da seid Ihr wahrlich besser empfohlen, als wenn Ihr ein Rekommandationsschreiben des Großmoguls überbrächtet!‘ rief er, erbrach und las rasch den Brief. ‚Du kannst gehen!‘ warf er der schönen Schreiberin zu, welche, an derlei Unterbrechungen gewöhnt, rasch ihre Siebensachen zusammenpakte und durch die offene Thür entschlüpfte. Der Greis sprang nun aus dem Bette, riß seinen bekannten weißgrauen Überrock vom Nagel, fuhr hastig hinein, ergriff mich am Arm und eilte mit mir die steile Wendeltreppe so rasch hinunter, daß ich mich ernstlich auf einen salto mortale vorbereitete. Unten angelangt, hastete er durch den Korridor und versetzte mich plötzlich in einen Saal, in welchem eine Anzahl junger Damen versammelt war. Lachend nahm er eine derselben bei der Hand und führte mir sie

mit den Worten zu: ‚Da, grüßet einander; ihr seid Landsleute!‘ Dabei lachte er schalkhaft und weidete sich sichtbar an unserer gegenseitigen Verlegenheit. ‚Seid ihr denn taubstumm‘, fuhr er fort, ‚daß ihr einander nichts zu sagen wißt? Nun gut, so will ich die Unterhaltung einleiten: Das da ist eine Jungfer N. N., und das ist ein junger N. N. Habt ihr nie voneinander gehört?‘ Wir verneinten es kopfschüttelnd. ‚Ja, das ist was anderes,‘ sagte er, mich wieder fortziehend; ‚so haben wir Gescheiteres zu tun, als einander anzusehen wie Ölgözen. Zum Kaffee! Allons!‘ Damit führte mich der seltsame Mann mit derselben Hast in einen kleineren Salon, in welchem die Damen Schmid und ein paar Lehrerinnen, wenn ich nicht irre, bereits mit dem Abendbrot warteten. Während desselben war Pestalozzi unermüdlich in Fragen über Verhältnisse und Personen seiner Vaterstadt. Jede Antwort fand bei ihm schnell eine treffende Bemerkung, und an politischen Randglossen fehlte es nicht. ‚Gebt acht,‘ rief er, als von der Restauration von 1815 die Rede war, ‚die alten Herren werden sich und andern an ihrem Gvätterliwerk die Finger verbrennen. Die Schweiz ist kein Krebsbach!‘ . . . Später kam auch Schmid zu Tische, und der Greis beeilte sich, mir ihn als seinen Retter und einzigen Freund zu bezeichnen. Dann erhob er sich rasch, lud Schmid ein, mir das Schloß und die Anstalten zu zeigen und ‚über alles und jedes Auskunft zu geben‘ — eine Aufforderung, welcher Herr Schmid mit freundlichem Eifer nachkam. Leider war nicht mehr viel zu zeigen!“<sup>23</sup>

Niederer, der die außergewöhnlichen Anlagen des Jünglings sofort erkannte, nahm sich seiner mit herzlicher Zuneigung und Freundschaft an. Das hatte aber zur Folge, daß er seine Besuche im Schlosse nach einiger Zeit einstellen mußte; denn infolge des lang sich hinschleppenden, unerquicklichen Prozesses war die Feindschaft zwischen den beiden Parteien — Pestalozzi und Schmid auf der einen, Niederer und die andern einstigen Lehrer der Anstalt auf der andern Seite — „in die Region der höchsten Erbitterung gestiegen“. Reithard selbst sollte erfahren, daß für einen Unbetheiligten äußerste Vorsicht nottat. Er war damals mit dem St. Galler Landammann Karl Müller-Friedberg in Beziehungen getreten, der, literarisch selbst hochgebildet, in ungewöhnlicher Weise die Gabe besaß, am Schicksal intelligenter junger Männer teilzunehmen, und den aufstrebenden poetischen Talenten häufig seine politische Zeitschrift, den „Erzähler“, öffnete.<sup>24</sup> Unter die ersten der zahlreichen Gedichte Reithards, die in den Jahren 1823 bis 1830 im „Erzähler“ erschienen, gehört die folgende Fabel.<sup>25</sup>

Der Esel und der Wolf.

Ein alter Esel lag einst krank  
 Und müd in seiner stillen Hütte;  
 Sein Atem langsam stieg und sank —  
 Da naht mit feierlichem Schritte  
 Ein Wolf dem schwachen Patient,  
 Der ihn aus alten Zeiten kennt.



Anna Reithar-Schultheß, 1781—1835.



„Ach, wie beklag ich deine Leiden!“  
 So hub der Wolf mit Tränen an;  
 „O könnt' ichs nur! Mit tausend Freuden  
 Hülf ich dir wieder auf die Bahn.“  
 Er sprach und griff mit schweren Füßen  
 Dem armen Kranken Bauch und Herz.  
 „Freund!“ fuhr er fort, „ich möchte wissen,  
 Wo fühlst du am meisten Schmerz?“  
 „Ach Wolf,“ so ächzte tief der Kranke,  
 „Geh, setz dich auf jene Banke!  
 Denn wo du greiffst, da sicherlich  
 Schmerz es am allermeisten mich!“

Da man wußte, daß Reithard in Yverdon weilte, deutete die Fama den „kranken Esel“ auf den verlassenen und von Schmid tyrannisierten Pestalozzi; voller Entrüstung stellte ihn der Vater in einem Schreiben zur Rede, erfuhr aber zu seiner Beruhigung, daß sein Sohn diese Verse schon im März des Jahres, also vor seiner Abreise aus der Heimat, gedichtet habe.

Die Briefe, welche die Mutter Reithard nach Yverdon sandte, legen von dem intimen Verhältnis Zeugnis ab, das zwischen den beiden bestand. Seine innersten Angelegenheiten, wie die erwiderte Zuneigung zu Salome Ebert, einer Schülerin des Niedererschen Töchterinstitutes, beichtete er ihr, und bisweilen unterhielten die zwei neben der offiziellen eine geheime Korrespondenz, von der die übrigen Bewohner des väterlichen Hauses keine Kenntnis hatten. Ich kann den religiös-sittlichen Ernst, von dem die Ermahnungen und Erörterungen dieser hochbedeutenden Frau getragen sind, am besten dadurch klarlegen, daß ich einige Stellen aus ihren Briefen mittheile.

Sie hatte ihrem Lieblingssohn den Thomas a Kempis geschickt, daß er aus dessen „begnadetem Geiste Trost und Licht schöpfe“. In seiner Antwort muß ihr Reithard sein Ringen mit der Sünde gestanden und die Versicherung gegeben haben, daß ihr felsenfester Glaube an die Allmacht und die verzeihende Liebe Gottes mehr und mehr der seinige werde. Nun kennt der Jubel des Mutterherzens keine Grenzen: „Innigst teures, geliebtes Kind, inniger, näher mir noch durch die Sprache des hohen Vertrauens, der zarten, heiligen Freundschaft! Sei mir gesegnet, Du, den die ewige Liebe angefangen hat in die Schule der Leiden zu nehmen, o glücklichstes Kind! Du wirst zwar anfangs die Wege der unerforschlichen Weisheit nicht begreifen, wirst oft in diesem heiligen Dunkel nicht wissen, wohin Du den ungewissen Fuß hinsetzen mußt; aber lasse Dich ja nicht irre machen durch den Feind Deiner Seele, der sich einschleichen wird in Deine Vernunft, Dir durch dieselbe allerlei Zweifel, Furcht und Unglauben beizubringen. Als ich Dein mir so teures Schreiben empfing, durchdrang mich eine solche Freude und ein Dankgefühl gegen Gott, daß ich hätte niedersinken mögen. Siehe, mein geliebtes Kind, es ist nun an dem, daß Dir der Herr anfängt, den besleckten Rock der Sünde und der eigenen Gerechtigkeit zu zeigen

einen armen Sünder aus Dir zu machen und Dich zu überzeugen, daß Du ohne ihn nichts vermagst. . .“

Und bald darauf sandte Anna Reithar dem Sohne einen zweiten Brief, in dem sie ihm das innere Glück, das ihr durch Christus zuteil wurde, noch eindringlicher schilderte: „Ach, mein Lieber, könnte ich Dich nur für einige Augenblicke auf den Zeitpunkt meiner überschwenglichen Seligkeit stellen, welche mir durch Jesu, den Erlöser von Elend und Sünde, zuteil ward, und Du würdest mit Erstaunen und Bewunderung die Kraft der unendlichen Liebe und Erbarmung anbeten und verehren, würdest mit Verachtung hinblicken auf die vergänglichen Güter dieser Erde, nach welchen der Tor mit unermüdetem Ringen strebt und nach einem nichtigen Schatten haschet — würdest sehen, wie die ewige Weisheit Gottes ihre Zöglinge lernet, eben diese vergänglichen Dinge gebrauchen, wie die Welt ihnen gleich einem Schiffe vorkommt, welches sie nicht anders gebrauchen, als ihre Fahrt nach jenseits zu vollenden, wie selbst die allervollendeteste Weltweisheit, welche immer bemüht ist, die Mit- und Nachwelt zur Vollkommenheit zu führen, in ihren eigenen Gebrechen sich widerspricht und immer nur die Ursachen in den Folgen der Verdorbenheit des Menschen sucht — würdest mit Erstaunen erblicken, was die ewige Weisheit Gottes Deinem Geiste aufschließen und Dir zeigen würde, den unermesslichen Abstand von jener zu dieser — würdest erkennen, wie sie, die göttliche Weisheit, uns lernet, die Folgen unserer Verkehrtheit in den Ursachen unseres anererbten verdorbenen Zustandes des Herzens zu suchen und zu finden, zu finden in den Tiefen des Elendes die Krankheit unseres Herzens und zugleich den Arzt, den göttlich liebenden Jesus, den Mittler zwischen Gott und uns, welcher mit der unbegreiflichsten Liebe auf sich nimmt die Last unserer mannigfaltigen Sünden und Gebrechen und uns in ihm Gott dem allerheiligsten Wesen vollkommen darstellt, mit seinem göttlichen Geiste uns entzündet und so nach und nach seiner göttlichen Natur teilhaftig machet. Siehe, mein teures Kind, dies ist ein sehr schwacher Umriß von den noch schwachen Strahlen der ausfließenden Kraft der Liebe Gottes in meinem Herzen. Mehr noch, als keine Zunge vermag auszusprechen, wird in verborgener Stille ein Herz genießen, welches sich aufgeopfert hat dem Dienste der ewigen Weisheit Gottes!“

Zum schönsten und rührendsten aber gehört der Brief, in dem die Mutter Reithard mahnt, die aufkeimende Liebe zu Salome Ebert zu prüfen und nichts zu überstürzen. Hier fand der Adel und die Reinheit ihres Denkens einen derart konzentrierten Ausdruck, daß man unwillkürlich an die Predigten Jeremias Gotthelfs denkt. „Ja, mein Saque! Wohl ist das Geheimnis wichtig, welches Du hineinlegtest in Dein Mutterherz. So entheiligt und entweihet der Gegenstand in unserer Zeit geworden ist, so heilig und wichtig ist er und sollte es nach Gottes Willen darum sein, weil die Ehe ein Bild der allerhöchsten Gnade, nämlich der Vereinigung und Vermählung der Seele mit

Christus der himmlischen Weisheit schon in diesem Leben bedeutet. — Lieber Jaque! Als Du Dein Gedicht über den Ehestand schriebest, damals schon erhob sich Dein Geist, ohne daß Du es recht wußtest, über diesen verderblichen und verpesteten Dunstkreis der wohlusttrunkenen Welt und witterte eine höhere, reinere Luft des Willens und der Ordnung Gottes, obwohl Du den Endzweck dieses Gegenstandes noch nicht ganz umfaßtest. — Ein wohlgetroffenes Bild von dem höchsten Gegenstand unserer Liebe ist in Ermanglung des Wesens schon eine wohltuende Sache, und in einem wohlgetroffenen Bilde lernen wir das in ihm vorgestellte Wesen erkennen, und sowie wir durch dies Erkennen zum Besitz des Wesens selbst gelangt sind, lassen wir das Bild fahren. Soll nun Dein Herz nach der Ordnung und dem Willen Gottes diesen heiligen Standpunkt wählen, von wo aus auch ein offener Weg gelassen ist, wo man vom Niederen zum Höheren, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen, vom Bild zum Wesen schreiten kann, so übereile Dich nicht, mein Jaque! Denn an jene Stunde der Verbindung zum ehelichen Leben ist Dein ganzes Schicksal geknüpft, und darum sei männlich und prüfe nicht durch die von weibischer Empfindelikeit gereizte Romanen-Sinnlichkeit, durch welche man nichts als erträumte Seligkeiten erblickt, hineintaumelt im Rausche erhitzter Sinnlichkeit in diesen Himmel der Verpestung aller geistigen Kraft, und endlich, aufgeschreckt durch die Qualen des Gewissens, verkrüppelt an Seele und Geist erwachet. Wehe dem, welcher in der ehelichen Verbindung sich sättigen will den Durst einer zügellosen Wohl lust! Nein, mein Jaque, prüfe Dich mit einem ruhigen, über den Tierkreis hinausblickenden und auf die wahre Bestimmung des Menschen gerichteten Blick! Prüfe Dich vor Gottes Angesicht, ob die Anziehungskraft Deiner Liebe auf ein offenes, empfängliches Herz fürs Gute gerichtet, ob ein übereinstimmendes Gefühl nach Wahrheit, ein Ringen nach Vollkommenheit beide Herzen zusammenzue und solches das Fundament Eurer Liebe ausmache? Oder ob es nur eine sinnliche Verblendung sei, worin man sich ein eigenes Gebäude erträumter Tugenden andichtet, um den wahren Grundtrieb einer solchen Liebe damit zu bedecken? Nur im ersteren Fall bleibt dem Menschen jene offene Thür zum Fortschreiten vom Bild zum Wesen, nur von da aus steigt er auf der Stufenleiter der geistigen Entfaltung auf zum geistigen Leben, weil sein stetes Emporstreben zur wahren Weisheit ihn stets über den tiefsten Fluten des Zeitstromes emporgehoben hat und ihn endlich die ewige Wahrheit gänzlich befreiet von der Macht der Sinnlichkeit und wieder vereinigt mit seinem ewigen Ursprung, so daß er in Gott den höchsten Genuß und die vollste Sättigung aller in Christo gereinigten Begierden findet.“

Als nach knapp einjährigem Aufenthalt in Yverdon für Reithard die Scheidestunde schlug, wollte er nicht abreisen, ohne nochmals mit Pestalozzi gesprochen zu haben. „Bei meinem Eintritt ins Zimmer fand ich ihn gerade so wie bei meinem ersten Besuch, diktierend im Bett. Aber seine Empfangsweise

war eine andere als damals. Seine großen Augen ruhten mit einem kalten Ausdruck auf mir, und als ich ihn benachrichtigte, daß ich Ferten morgen zu verlassen gedenke und gekommen sei, ihm Lebewohl zu sagen, antwortete er zornig: „Ich kenne Euch nicht mehr, lebt wohl!“ und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Beschämt verließ ich das Zimmer, mit Behmut das Schloß. Ich hatte den alten Mann zum letzten Mal gesehen.“ — Seiner innigen Verehrung für Pestalozzi und seinem Unwillen über den Undank der Welt gab Reithard später mehrfach poetischen Ausdruck, so in einem Nachruf „Pestalozzis Manen“, der 1827 im Erzähler erschien, in einem Gedicht „Pestalozzis Grab auf dem Friedhof zu Birr“, das er als Bekräftigung von Johann Müllers Aufruf zur Stiftung eines Denkmals für den unsterblichen Philantropen 1842 in seinem Kalender für die Jugend publizierte. Bei Anlaß der hundertsten Wiederkehr von Pestalozzis Geburtstag brachten — ohne Nennung des Verfassers — die Zürcher Wochenzeitung ein Weihelied Reithards und die Allgemeine Augsburger Zeitung einen längeren Aufsatz „Erinnerungen an Pestalozzi“, dem wir die zitierten Stellen entnahmen; erwähnenswert ist auch der Essay „Fellenberg und Pestalozzi“, den der Dichter auf die Kunde von Fellenbergs Tod (1844) in der nämlichen Zeitung veröffentlichte.<sup>26</sup>

Das Mitleid, das Reithard in Yverdon mit dem greisen Pestalozzi empfand, der den völligen Ruin seines stolzen Gebäudes vor sich sah und dessen einstige Freunde in die bittersten Feinde sich gewandelt hatten, mag wohl der Grund sein, daß er dem treubeforgten Niederer nicht immer das verdiente Vertrauen entgegenbringen konnte. „Die Stunde des Abschieds bei Herrn [Niederer]“, lesen wir in einem Briefe an seinen Yverdoner Herzensfreund Elias Looser<sup>27</sup> vom 30. August 1824, „mag bei Dir gewiß auch zu jenen feierlichen gehören, die uns im Leben so selten zuteil werden. Bei mir wenigstens war es der Fall. Ich vergaß ganz, was ich mir vorgenommen hatte, nicht zu vergessen, und als er mich so warm, so innig an sein Herz drückte, da glaubte ich in den Armen eines vielgeliebten Vaters zu liegen. Aber die Zeit, die das siedende Blut abkühlt und mit bleicher Hand unserm schwachen Aug die Konversationsbrille vorhält, die Zeit macht oft anders denken. Nicht, daß ich nicht jetzt noch alle Hochachtung für den gewiß edeln Mann hege, aber vergöttern kann ich ihn nicht, wie jene elenden Insekten, die um des Zirpens, Summens und Stechens willen auf der Welt sind. Es sind die nämlichen, die den ach sonst so ehrwürdigen Pestalozzi umschwärzten und schmeichelnd das Postament seiner Grundsätze zernagten.“

Als Reithard dies schrieb, befand er sich in Burgdorf, wo er unter der Ägide des Lehrers Samuel König<sup>28</sup> als dessen freiwilliger Gehülfe sein erstes Praktikum absolvierte, das im Erteilen von Deutsch- und Geschichtsstunden an der dortigen Bürgerknabenschule bestand; daneben gab ihm sein Mentor Unterricht in der Buchhaltung, im Rechnen und in der Musik. Für die letztere scheint er keine hervorragende Begabung besessen zu haben, und die Bemühungen des auch

als Organist tätigen König, ihn im Klavierspiel zu fördern, blieben ohne großen Erfolg. „Meine steifen deutschen Finger,“ lesen wir in dem erwähnten Brief an Vooser, „wollen sich nicht mehr an die französische Gelenkigkeit gewöhnen.“ Welch solide pädagogische Grundsätze er im übrigen vom Institut mitbrachte, mit welchem Ernst er über seinen Beruf nachdachte und diese Volontärstelle antrat, erfahren wir aus einem Schreiben, das er am 12. März 1824 von Zferten aus an seine Eltern gerichtet hatte. „Der Erzieher,“ heißt es darin, „muß beim Anblicke des ihm anvertrauten Kindes von dem Gedanken erhoben und begeistert werden: in diesem Kinde liegt eine Welt, in ihm sind jene Anlagen und Fähigkeiten alle vereinigt, von deren Entfaltung sein und das Glück so vieler anderer abhängt. Wenn auch die Natur schon zum Teil für die Erziehung und Bildung des Kindes gesorgt hat, indem sie ihm Eltern gab, die vom Instinkt, von natürlichem Gefühle getrieben, je nachdem ihre eigenen Umstände es erlauben, mehr oder weniger seine physischen und geistigen Bedürfnisse befriedigen, so ist doch eine aus solcher Erziehung hervorgehende Bildung meistens objektiv und einseitig. Dem Erzieher liegt also die große Aufgabe ob, den Menschen in seiner Eigentümlichkeit, in seiner Würde aufzufassen, als das erhabenste aller Geschöpfe, als göttliche Natur. Wenn es nun auf der einen Seite unendlich schwer ist, dieses Problem zu lösen, so verleiht auf der andern Seite eben diese Schwierigkeit dem Berufe des Lehrers und Erziehers einen hehren, ernstern, herrlichen Charakter, der ihn anfeuert, erhebt und begeistert. Und nur, wenn er durchdrungen ist von der Ehrwürdigkeit und Heiligkeit seines Berufs, nur dann gelingt es ihm allmählich, auf die Natur, auf das ganze Leben und Wesen des Menschen einzuwirken, . . . ihn seiner Bestimmung entgegenzuführen.“

So gewinnbringend der Aufenthalt in Burgdorf, der bis zum Ende des Jahres 1824 gedauert zu haben scheint, für Reithards Berufsbildung war, im übrigen fühlte er sich dort nicht behaglich: „Noch nirgends führte ich ein eintönigeres Leben. Die Leute scheinen mir außerordentlich kleinstädtisch zu sein; ich habe bis jetzt noch keinen wahren Freund gefunden und bin daher genötigt, mir selbst eine Welt zu sein.“ Diesem halb gezwungenen, halb gewollten Sichverjensehen ins eigene Ich gab die Nachricht von dem plötzlichen Hinschied der Salome Ebert neue Nahrung und eine schmerzliche Richtung, denn er quälte sich mit dem Gedanken, „eine bestimmte Erklärung“ von seiner Seite hätte den tödtlichen Verlauf ihrer Krankheit hindern können. Er suchte seine Trauer dichterisch zu verklären und mit rastloser Arbeit zu betäuben; in einem Hefte, das sich aus jener Zeit erhalten hat, finden wir außer den Entwürfen der erwähnten Briefe an Vooser zwei Gedichte auf die einstige Geliebte, ferner eine Reihe von Aufsätzen über pädagogische Fragen. Wir erhalten ferner Aufschluß über die religiösen Zweifel, die ihn neuerdings plagten; er will von nun an Gott in seiner herrlichen Natur anbeten, „auch den Zweck des Daseins habe ich erkannt, er besteht in geistiger Veredlung“.

## Lehrthätigkeit.

(1825—1831: Chur, Wädenswil, Glarus.)

Der Sommer 1825 brachte Reithard die erste selbständige Anstellung; er wurde durch Vermittlung seines Freundes Looser Hauslehrer bei Ratsherr Mengold in Chur, dessen drei Kinder er zu unterrichten hatte. Die Eindrücke, die er von der rätschen Residenz und ihren Bewohnern erhielt, faßte er in einer Epistel an den Herisauer Reallehrer Johann Jakob Fizi<sup>29</sup> vom 26. April 1826 folgendermaßen zusammen: „Die Leute lieben mich mehr, als ich sie; doch letzteres dem Frieden ganz unbeschadet. Übrigens geht es in Chur sehr kleinstädtisch zu, und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen. Sie wissen, es haben sich von den adelichen Geschlechtern in Bünden mehr erhalten als irgendwo. Der größte Teil dieses Pseudoadels hält sich in Chur auf und bekleidet in der Obrigkeit des dasigen Hochgerichts selbst, als auch beim großen Räte die höchsten Stellen. Dieses erregt den Neid der Bürgerschaft, sie glaubt sich zurückgesetzt, und es ist ein beständiges Gemurmel, als ob die Adlichen mit List wieder die Herrschaft an sich ziehen wollten, die ihnen einst mit Gewalt entrisen worden war. Nirgends wohl ist diese Klage ungegründeter als in Graubünden. Es ist wahr, die höchsten Stellen sind von den Adlichen besetzt, und sie geben allenthalben den Ton an. Aber wer folgt diesem Tone? Ein freies Volk, dessen Verfassung wenig geändert, beinahe dieselbe ist, wie sie gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgestellt und beschworen wurde. Dieser zufolge liegt ja die Wahl ihrer Obrigkeit ganz allein in den Händen der Bürger, und es hängt nur von ihnen ab, sich der Autorität einer Partei zu entledigen, die sie so ungern an der Spitze sehen. Doch sie können dies freilich nicht tun, weil sie sich unwillkürlich der geistigen Überlegenheit des Adels schmiegen müssen, weil sie außer Stand wären, aus ihrer Mitte genug Männer zu wählen, die die andern ersetzen würden, und weil sie endlich, durch vielfaches Interesse von einander geschieden, sich nie zu einem rechten Ganzen vereinigen können. Auf diese Art anerkennen sie die Superiorität des Adels, ohne es zu wollen, oder, um mich besser auszudrücken, den höheren Wert derjenigen, die gebildeter sind als sie. Aber ein geheimer Ärger waltet bei ihnen vor und spricht sich stets, jedoch nur in einem stillen Gemunkel aus. Wenn indessen ein sogenannter Junker über die Straße geht, fliegen die Hüte so schnell und devot von allen bürgerlichen Köpfen, als ob es der Popanz der Freiheit und Gleichheit wäre. Die Adlichen können nun freilich nichts dafür, daß der größere Teil der Gebildeten auf ihrer Seite ist und daß sich die andern nicht ebenso eifrig bemühen, ihren Geist durch gute Kenntnisse zu bereichern, und es muß daher fast strikte in ihren bürgerlichen Pflichten liegen, sich an der Spitze der Geschäfte zu erhalten, weil sie ihrer größeren Sachkenntnis sich bewußt sind.“

Stellen diese aus sicherer Beobachtung stammenden und das Wesentliche scharf und gewandt hervorhebenden Auslassungen über die rätische Standespolitik dem künftigen Journalisten ein gutes Horoskop, so fehlte es andererseits Reithard in Chur auch nicht an künstlerischer Anregung. Nicht lange vorher hatten drei junge Bündner Poeten ein „Gedichte aus Rätien“ enthaltendes „Neujahrsgeschenk“ herausgegeben.<sup>30</sup> Mit einem derselben, dem originellen Advokaten Dr. Johann Baptist Bandler, der sich später mit einer Richte Niederers vermählte und als Vorsteher von Erziehungsanstalten einen guten Ruf erwarb, trat Reithard in ein intimes Freundschaftsverhältnis, das erst mit seinem Tode endigte. An allen größeren Unternehmungen, mit denen im Laufe der Zeit bald der eine, bald der andere vor die Öffentlichkeit trat, war auch sein Partner irgendwie beteiligt.<sup>31</sup>

Die geplante Fortsetzung des erwähnten Almanachs kam nicht zustande; dagegen brachte das Churer „Intelligenzblatt“ zweimal poetische Gaben Reithards; die erste, „Das beglückte Land“, ist eine gutgemeinte Huldigung an Graubünden und seine Bewohner, die andere behandelt die Sage der Engadiner Feste Gardoval.<sup>32</sup> Daneben war er stets voller Pläne: er will eine Schweizergeographie, die er geschrieben, herausgeben und bittet seinen Vater, ihm Subskribenten auf das Büchlein zu verschaffen; er denkt daran, mit seinem Freund Looser in Thufis ein Privatinstitut zu gründen; dann wieder möchte er mit Tizi in Herisau eine Sekundarschule leiten, die jener zu eröffnen hofft, und fast gleichzeitig steht er mit Lichtensteg in Unterhandlungen wegen Übernahme einer von der dortigen Behörde ausgeschriebenen Lehrstelle.

Endlich aber fand ein Wunsch seine Verwirklichung, der teilweise schon im Herbst 1824 ventilirt wurde. Reithard stand nämlich seit jener Zeit mit Pfarrer Rudolf Wirz in Wädenswil<sup>33</sup> in Verbindung, der das ehrliche Streben der Familie — Reithards Schwester Anna hatte sich 1823 mit dem Wädenswiler Handelsmann Jacques Huber vermählt — und die wackeren pädagogischen Grundsätze des jungen Mannes hoch schätzte. Zunächst war der Dichter als Nachfolger des alten Präzeptors Schneider ausersehen, der die zweite und die mit dieser verbundene dritte Klasse der Dorfschule unterrichtete. Nach dessen Resignation Ende 1825 wurde aber beschlossen, die dritte Klasse von der Elementarschule zu trennen und in eine eigene, der heutigen Sekundarschule entsprechende Realklasse umzuwandeln; am 7. März 1826 erteilte der Erziehungsrat im Prinzip seine Bewilligung zur Eröffnung dieser höheren Klasse, „deren Besuch aber freiwillig sein soll und die daher mehr als Privatschule zu betrachten ist.“ Da sie sich in der Tat zu einem guten Teil selbst erhalten mußte und das Schulgeld daher für jeden Zögling auf mindestens 20 Gulden zu stehen kam, konnte sie fast ausschließlich den der Alltagschule entwachsenen Söhnen der Matadoren dienen, die ihre Gründung veranlaßt hatten. Endlich waren dreizehn Schüler angemeldet, und am 26. Juni beschloß „die vereinte

Behörde auf Antrag der Schulkommission“ die baldige Eröffnung und wählte den Hauslehrer Reithard in Chur zum Präzeptor.<sup>34</sup>

Dieser war in Wädenswil längst eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Zu den ersten schweizerischen Männerchören, die infolge der Bemühungen Hans Georg Nägelis um den Volksgesang als lebendige Resultate seiner „Gesangbildungslehre“ und der von ihm und Pfeiffer herausgegebenen „Chorgesangschule“ ins Dasein traten, gehörte der Sängerverein am Zürichsee. Unter dem Vorſitz des Kammerers Matthias Pestalozzi, des Pfarrers von Richterswil, und unter Mitwirkung einer Reihe anderer Geistlicher vom See wurden die Statuten am 17. November 1825 in Wädenswil bereinigt. Zu dieser Sitzung war auch Reithards Vater eingeladen worden, der mit Vergnügen den Wunsch der Versammlung vernahm, „der junge Dichter Reithard“ möchte für den am 17. April 1826 in Meilen abzuhaltenden ersten Sängertag „ein den diesfälligen Umständen angemessenes Gedicht zum Absingen verfertigen“. „Diesen jungen Mann,“ schrieb er seinem Sohne, „wirst du kennen und ihm die nötigen Aufträge erteilen; es ist nicht zu zweifeln: Die Mäusen werden ihm hiezu günstig sein.“ Mit den beiden Gedichten, die ihm der Sohn gehorsamst von Chur aus zusandte, ging es höchst merkwürdig. Reithards Vater übergab sie Pfarrer Wirz in Wädenswil, damit dieser die Angelegenheit an seinen Kollegen in Richterswil weiterleite. In seiner Freude über die wohl gelungenen Verse ließ jener sofort 400 Exemplare in Steindruck herstellen, und Oberamtmann Heinrich Escher,<sup>35</sup> dessen Wohlgefallen sie ebenfalls in hohem Grade erregt hatten, beauftragte seinen Freund, den geschätzten Zürcher Musikdirektor Anton List,<sup>36</sup> mit deren Vertonung. Inzwischen hatte Kammerer Pestalozzi die ihm mitgeteilten Gedichte Pfarrer Hug zum Kreuz, dem damaligen Inhaber der Hugschen Musikalienhandlung, zugestellt und dieser Hans Georg Nägeli veranlaßt, sie zu komponieren. Von Nägelis Kompositionen wurden ebenfalls vierhundert Exemplare gedruckt und diese an die Seegemeinden geschickt. Die Wädenswiler, welche das Opus Listes bereits eingeübt hatten und an dem Feste eine Art Hauptrolle spielen wollten, nahmen von den Vertonungen Nägelis keine Notiz, während in den Gemeinden des rechten Ufers und in Richterswil nur sie zum Vortrag vorbereitet wurden. Diese Lage der Dinge hatte zur Folge, daß an dem in der Kirche zu Meilen abgehaltenen Eröffnungskonzert, dem beide Komponisten beiwohnten, keiner der zwei Konkurrenzgefänge zu Gehör gebracht wurde. „Nachher aber,“ schrieb Hans Conrad Reithar am 8. Mai nach Chur, „legte jede Partei im Speisezimmer die Probe ab, und wirklich waren beide [Lieder] schön: Herrn Nägelis mit dem Gepräge der Natur, Herrn Listes mit demjenigen der Kunst.“

Daß infolge dieser Verwirrung die musikalische Tätigkeit des Sängervereins am Zürichsee ohne die offiziellen Weihelieder hatte begonnen werden müssen, kränkte vor allem Pfarrer Wirz, und zwar um so mehr, da sein Amtsbruder

in Richterswil, wie sich nachher herausstellte, mit Absicht und Hinterlist die Pläne der Wädenswiler durchkreuzt hatte. Um ihre Ehre zu retten, ließ er Reithard durch dessen Mutter bitten, für die zweite Tagung des Sängervereins, die in Wädenswil stattfinden sollte, ein Lied zu schaffen, mit dem der dortige Chor die Sänger der andern Gemeinden bewillkommen könnte. Dieses Gedicht, das ebenfalls von Anton Lüste komponiert wurde, ist uns in der handschriftlichen „Gemeindschronik“ der Lesegesellschaft Wädenswil erhalten, die außerdem berichtet: „Den 11. September 1826 hatte der Sängerverein seine zweite Zusammenkunft in unserem Dorfe, wo am Morgen zwischen acht und neun Uhr beinahe dreihundert Mitglieder von allen Orten her in mit Fahnen und Laubwerk gezierten Schiffen unter Musik und Gesang anrückten, mit Kanonenschüssen grüßten und begrüßt wurden. An der Haab beim Engel, wo sie landeten, wurden sie vom hiesigen Verein bewillkommen und in den Gasthof zur Sonne begleitet, und dort wurden die mitgebrachten Fahnen unter den Fenstern des Versammlungsjaales aufgestellt. Nach einiger genossener Erfrischung begaben sich sämtliche Mitglieder in feierlichem Zuge zur Probe in die Kirche.“ Hier überraschten die Wädenswiler sie mit dem erwähnten Lied, dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Seid uns willkommen, vielgeliebte Brüder!  
 Wir bieten euch zum frohen Gruß die Hand.  
 So sehn wir denn uns alle freudig wieder,  
 Herbeigeführt vom hehren Geist der Lieder,  
 Und schön bewährt sich unsrer Eintracht Band.  
 Wir reichen treu und bieder  
 Die Hand zum Gruß, ihr Brüder!  
 Noch lange dauere fromm und rein  
 In Kraft und Anmut der Verein!

Reithard hat demnach mit Zug den etwas zweifelhaften Ruhm, einer der ersten Sängerepikdichter der Schweiz zu sein. Aber seine Poesien gefielen, und die Wädenswiler erbaten sich seine poetische Mitwirkung auch für die Einweihung ihrer Orgel, die unter Lüstes musikalischer Direktion am 8. Oktober des nämlichen Jahres stattfand. Das von diesem vertonte Gedicht Reithards trug ein ad hoc gebildeter Gemischter Chor vor.

So konnte Reithard als poeta laureatus in seinen neuen Wirkungskreis einziehen; am 4. Januar 1827 wurde die Realklasse in Wädenswil mit einer feierlichen Ansprache des als Schulinspektor amtierenden Pfarrers Pfenninger von Schönenberg eröffnet. Am 10. Juli genehmigte der Erziehungsrat den von Reithard ausgearbeiteten Lehrplan, nachdem ihn eine aus seinem Schoße gewählte Kommission „besonders in Beziehung auf den darin aufgestellten Religionsunterricht“ geprüft und der junge Lehrer ein von ihr verlangtes Examen mit Erfolg bestanden hatte.

Um der Verwirklichung seiner pädagogischen Pläne eine ausgedehntere und umfassendere Tätigkeit zu schaffen, verband sich Reithard nach einjährigem Wirken mit V. D. M. Karl Theiler von Wädenswil, der kurz zuvor seine theologischen Studien abgeschlossen hatte, zur Gründung einer größeren „Erziehungs- und Unterrichtsanstalt“. Im Februar 1828 veröffentlichten die beiden begeisterten Erzieher einen achtzehn Seiten umfassenden Prospekt,<sup>37</sup> aus dem wir entnehmen, daß ihr Institut namentlich für Zöglinge des zwölften bis sechzehnten Altersjahres bestimmt war, d. h. eine Art Erweiterung der bestehenden Realklasse Reithards bedeutete. Die „Realabteilung“ desselben sollte dem Bedürfnis der Gebildeten im allgemeinen dienen, während die ihr parallele Gelehrtenschule auf das akademische Studium vorbereitete. Unter den Fächern der letzteren figurieren die alten Sprachen, das Hebräische, die Rhetorik, die antike Geschichte, sowie „die auf analytischem Wege zu entwickelnden Hauptlehren“ der empirischen Psychologie, Logik und Ethik; für die Mathematik und die Naturwissenschaften waren die Gymnasiasten auf die Realabteilung angewiesen. Diese zeigt in rudimentärer Gestalt den Lehrplan einer späteren unteren Industrieschule. Als Fremdsprachen sind das Französische und das Italienische angekündigt, und der „Physik werden wir durch die Anschaffung eines physikalischen Apparates mehr Interesse zu geben suchen.“ Bezeichnend für die damalige Zeit ist ferner, daß weder für die Gelehrten- noch für die Realabteilung Unterricht im Deutschen in Aussicht genommen wurde; dagegen sind für den Geschichtsunterricht der letzteren recht vernünftige Grundsätze aufgestellt: „Der allgemeinen Weltgeschichte, deren neuere Epoche wir spezieller ins Auge fassen werden, weil in Bezug auf die Gegenwart sich ein tiefer Sinn daraus eröffnet, werden wir die vaterländische Geschichte stets zur Seite gehen lassen. Diese kann nie klar erfaßt werden, wenn man sie nicht an der Hand der Weltgeschichte wandeln läßt. Wir werden sie als politische, als Religions- und Kulturgeschichte behandeln und sie stets dem Verstande sowohl als dem Herzen und dem Willen der Zöglinge recht nahe zu bringen suchen.“ Im Interesse eines „lückenlosen“ Bildungsgangs — wir würden heute von einem „ungebrochenen Unterricht“ sprechen — war die gleichzeitige Errichtung einer für Schüler vom sechsten bis neunten Altersjahre bestimmten Elementarabteilung und einer das neunte bis zwölfte Altersjahr berücksichtigenden Sekundarabteilung vorgesehen. Das Programm dieser Kurse, die „von zwei Gehülften unter unserer besonderen Leitung werden besorgt werden,“ ist mit spezieller Liebe und Sachkenntnis ausgearbeitet; es zeigt mit Erfolg das Bestreben, die pädagogischen Ansichten durch systematische Ausführungen zu präzisieren und zu vertiefen.

Wenn wir bedenken, daß es um Reithards eigene wissenschaftliche Ausbildung äußerst dürftig bestellt war, daß er weder eine Reifepriifung absolviert, noch eine Hochschule besucht hatte, so müssen wir auf der einen Seite seinen Entschluß, einer solch vielgestaltigen und hohe Ziele sich steckenden Anstalt vor-

zustehen, als gewagt bezeichnen, anderseits aber flößt uns dieser wohldurchdachte Prospekt, an dessen Abfassung er, nach dem Stil zu schließen, weit größeren Anteil hatte als sein akademisch geschulter Kollege, Respekt ein, und wir empfinden Hochachtung vor dem sittlichen Ernst und den gesunden allgemeinen Prinzipien, mit denen er an seine neue Aufgabe herantrat. Er hat sie am Schluß des Schriftstückes in folgende Sätze niedergelegt: „Was die Erziehung betrifft, so betrachten wir sie aus dem höchsten Standpunkte; in Beziehung auf sie beladen wir uns mit einer Verantwortlichkeit, deren Schwere wir ebenso gut kennen, als wir das Zutrauen zu schätzen wissen, das uns allfällig von Eltern zuteil werden möchte, die das physische und geistige Wohl ihrer Kinder in unsere Hände legen. Dieses schätzbare Zutrauen werden wir zuvörderst durch die liebevollste Behandlung zu rechtfertigen suchen. Wir werden uns bestreben, dem Herzen des Zöglings durch unsere Individualität einen Ersatz zu geben für den einstweiligen Verlust derjenigen, die ihm am teuersten sind. Zu seinem Nutzen und zu seinem Dienste werden wir unsere eigene moralische und wissenschaftliche Bildung erschließen, um ihn an Kopf und Herz, an Körper und Geist kräftig zu machen. Wir werden über seine geheimsten Schritte wachen, ohne ihn jedoch seine Abhängigkeit schmerzlich fühlen zu lassen; denn wir verabscheuen jenen finsternen Geist, der Schrecken einjagt, statt Vertrauen zu wecken, der durch allzuharte Bestrafung öffentlich begangener Fehler das schlau sich entziehende verborgene Laster begünstigt und durch eine Menge zusammengestoppelter Statuten das warme junge Blut zur Übertretung zwingt. Wir werden ihn oft in den Tempel der Natur führen, um dort von der Fröhlichkeit seines jugendlichen Gemütes — nicht etwa Störer, nein — wohlwollende Zeugen zu sein. Kurz, unsere Persönlichkeit soll sich jenes wohlwollende Wesen aneignen, das je nach Umständen bald ernst und belehrend, bald ermunternd und lohnend in die Kreise des pädagogischen Lebens tritt und sich allenthalben als liebevoll und verständig bewährt.“

Im Erziehungsrat wurde der Plan dieser Unterrichtsanstalt ohne weiteres und mit einer gewissen Wärme genehmigt; die ihn begutachtende Kommission war der Meinung, daß er „die gründliche wissenschaftliche Bildung der Zöglinge bezwecke und daß sowohl die aufgestellten Grundsätze als die angegebene Behandlung der Lehrfächer so beschaffen sei, daß auf diese Weise der nur zu sehr verbreiteten Scheinbildung kräftig entgegengearbeitet werden kann.“<sup>38</sup> So trefflich sich das Institut auf dem Papier ausnahm, die Wirklichkeit ließ es nicht zur Blüte erstehen: sei's in Folge der zahlreichen Konkurrenzunternehmungen, sei's wegen der Gleichgültigkeit des Publikums und aus finanziellen Gründen. So trug schon ein Jahr später — im Frühling 1829 — Reithard kein Bedenken, Wädenswil zu verlassen.<sup>39</sup> Sein Gönner, Pfarrer Wirz, bezeugte ihm später, daß er seine Pflichten stets treu erfüllt und in seinem Unterricht nie Anlaß gegeben habe, an der Gründlichkeit seines Wissens zu zweifeln, daß er einen

moralisch guten Charakter bewiesen und sich die Achtung und Liebe sowohl der Vorgesetzten als aller, die ihn kennen lernten, erworben, und daß er freiwillig und gegen den Willen und Wunsch der vorgesetzten Behörde sich von seiner Verbindung mit ihr losgesagt habe.

Während dieser zwei Jahre spielte Reithard, wie sich denken läßt, im geistigen Leben der Gemeinde Wädenswil eine bedeutende Rolle. Aus der bereits erwähnten Chronik der Lesegesellschaft erfahren wir, daß bei dem Feste, das die Bevölkerung am 2. Mai 1828 dem „zur Freude jedes Rechtschaffenen“ auf weitere sechs Jahre in seiner Stellung bestätigten Oberamtmanns Eicher gab, ein auf eine bekannte Melodie geschaffenes Lied Reithards „mit größtem Beifall und unter herzlicher Nührung des Gefeierten abgesungen wurde“. Es verherrlicht den stets billig denkenden „Richter ohne Wanken“, und der junge Sekundarlehrer, der die Leutseligkeit des ihm gewogenen Städters in dankbarem Herzen trug, beteuert hoch und heilig:

Nicht Schmeichelei, die, von uns ferne,  
Sich unterm Fuß des Fürsten krümmt,  
Nicht Heuchelsinn, der immer gerne  
Mit böser Seele Gutes rühmt:  
Nein, Wahrheit spricht aus unserm Munde,  
Wies braven Schweizern ziemen soll,  
Und dieses Liebes schwache Kunde  
Ist nur der Achtung farger Zoll!

Wenn Reithard von Chur aus so mancherlei Anstrengungen gemacht hatte, eine selbständige öffentliche Stelle zu erhalten, so veranlaßten ihn dazu auch persönlich-intime Gründe; er sehnte sich nach einem eigenen Hausstande. Schon Ende 1824 war in ihm die Neigung zu Süssette Voltshauer, der drei Jahre älteren Stieftochter des Rüschnachter Sekundarlehrers Johann Jakob Wirth erwacht, die rasch zur Verlobung führte. Den Eltern wuchs die Braut des Sohnes bald ans Herz. „Je länger je mehr freut mich Deine Wahl,“ schrieb diesem der Vater nach Chur; „Verstand, Einsicht und rastlose Tätigkeit sind wohl besser als einige Hände voll Taler.“ Die Mutter ist überzeugt: „Wenn je ein Mensch wahr und rein, zärtlich und innig liebte, so liebet Dich Süssette“ — und sie bittet ihren Jacques inständig, diese „liebevollte Seele“ nicht durch sein launenhaftes, mißtrauisches Wesen zu kränken.

Am 23. Juni 1827 fand die Hochzeit statt. Es scheint aber, daß die Honigmonate — vielleicht infolge von Existenzsorgen oder von Reithards unstemtem Wesen und seiner wenig praktisch-haushälterischen Veranlagung — rasch einer nüchternen Wirklichkeit Platz machten. Wenigstens zeigen die Reflexionen, die er am 20. September 1827 seinem Freund und nunmehrigen Schwager Fizi mitteilte, das junge Eheglück in einem ziemlich getrübbten Lichte. „Mir fehlt ein Freund,“ lesen wir in diesem Briefe. „Mag immerhin das eheliche Leben manches Liebliche gewähren, so vermag es dennoch, glaube ich, einem Männer-

herzen nicht alles zu sein. Der Geist erhebt sich unwillkürlich über die Liebesföpfung sinnlicher Natur, und wenn er dann keinen Gegenstand findet, der sein Streben versteht, an den er sich mit Innigkeit anschließen, dem er sich ohne Vorenthalt mittheilen kann, dann sinkt er in sich selbst zurück und versauert. Wärs auch der Fall, daß die Gattin in dieser Beziehung genügen könnte, so hindern ihn doch mannigfaltige Rücksichten und besonders die Furcht, ein solch [geistiges] Verhältnis möchte die Bedeutung der irdischen Tendenz mildern und dürfte zu politischen Mißgriffen im häuslichen Leben führen. Das Bedürfnis geistiger Mittheilung ist im Grunde eine Schwäche, die sich nur Mann gegen Mann gegenseitig aufhebt und veredelt, weil beide gleich viel zu verlieren und zu gewinnen haben. Das Verhältnis der Ehe ist anderer Natur; denn die Teile sind ungleich und haben gewisse Rücksichten, die eine zarte Schranke zwischen sie stellen, die niemals übertreten werden darf, wenn das Glück, das sich auf die Superiorität des Mannes wie auf des Weibes Delikatesse gründet, nicht gestört werden soll.“

Eine Erklärung für diese egoistische und wunderliche Denkweise mag darin sich finden, daß Reithard damals häufig krank war und infolgedessen melancholischen Stimmungen und Todesahnungen zur Beute fiel. „Wenn auch wieder ein Anfall meines Brustübels,“ schrieb er am 28. Dezember 1827 an Fitz, „glücklich aus dem Felde geschlagen ist, so fühle ich doch nur allzu wohl, daß die Dauer meiner Gesundheit an Dionysius' dünnstem Faden hängt und daß bei meinen vielfachen Geschäften für früher oder später nichts Gutes zu erwarten steht. Indessen, was auch im Schoße der Zukunft für mich verborgen liege, ich will es mit menschlicher Geduld und männlichem Mute erwarten. Was den Lebensgenuß anbelangt, würde es mir allenfalls keine große Mühe kosten, darauf zu verzichten; ja, ich habe es im Herzen bereits getan! Wenn ich an der Schwelle dieses neuen Jahres die gepflückten Rosen überzähle, so nimmt die Erinnerung an ein paar genossene glückliche Momente mein Herz bei weitem nicht so sehr in Anspruch, wie das trübe Andenken an recht manche schmerzliche Stunde, die ganz geeignet war, mein Gemüt vom Puppenspiele des Lebens abzuziehen.“ In dieser psychischen Verfassung schuf er 1828 das Gedicht „An meine Gruft“,<sup>40</sup> das ein kräftiges Wachsen seiner poetischen Gestaltungskraft verrät und zu den wertvolleren Erzeugnissen seiner deskriptiven Lyrik gehört.

Wo bist du, stilles Pläschen, wo,  
An welchem einst mein Lebensstahn  
Nach langer, wechselvoller Bahn  
Geborgen liegt? Ich frage froh:  
Wo bist du, stilles Pläschen, wo?

Genesungsort, wo bist du, wo,  
Der endlich dieses müde Herz,  
Von Gram gedrängt, zerfleischt von Schmerz,  
Mit Erde küßt? Ich frage froh:  
Genesungsort, wo bist du, wo? . . .

Wo bist du, Garten Gottes, wo,  
In dem die Freundschaft einst betränt  
Das Haupt an meine Urne lehnt  
Und mein gedenkt? Ich frage froh:  
Wo bist du, Garten Gottes, wo? . . .

In die letzte Zeit von Reithards Wädenswiler Aufenthalt fällt der räthselhafte, nie aufgeklärte Tod seines Vaters, der die Familie in der bittersten Not zurückließ. Die Aufregungen und Sorgen, denen sich das Bewußtsein beigesellte, nicht helfen zu können, mögen sicherlich die Sehnsucht des Dichters nach einem sichereren Wirkungskreis verstärkt haben.

Im Frühjahr 1829 wurde der Theologe Johann Georg Spielberg aus der Niederlausitz,<sup>41</sup> der seit 1821 als Lehrer an einem zunächst lediglich für die Kinder des Glarner Zeugherrn R. Schindler und seiner Freunde bestimmten Privatschule in Mollis gewirkt hatte, zur Leitung des infolge des Wegzugs seiner Vorsteher Isler und Bruch vakant gewordenen Lehrinstitutes nach Glarus berufen. Diese durch ein Konfortium von Eltern unterhaltene Privatanstalt nahm sowohl ganz junge Schüler und Schülerinnen auf, als solche, die sich auf das Studium vorbereiten wollten. Ihr Lehrplan entsprach demnach zu einem guten Teil dem von Reithard und Theiler für Wädenswil entworfenen. Spielberg, dem hinsichtlich der Ernennung eines Kollegen das Vorschlagsrecht zustand, berief Reithard an seine Seite. Zu dessen neuen Pflichten gehörte vor allem die Besorgung der Elementarklassen; zudem hatte er in den obern Abteilungen Unterricht im Französischen und im Zeichnen zu erteilen. Das Maß seiner Arbeit war vollgerüttelt; aber er bewältigte sie zur gänzlichen Zufriedenheit seines Vorgesetzten, dessen kräftige Eigenart und hervorragendes Lehrgeschick ihm leuchtende Vorbilder sein konnten. Und Spielberg seinerseits stellte Reithard nach zwei Jahren das Zeugnis aus, er habe sich „die ganze Zeit als ein braver und tüchtiger Lehrer gezeigt, indem er nicht nur in den ihm übertragenen Fächern gründliche Kenntnisse bekundete, sondern auch in der Erfüllung aller seiner Pflichten so treu und eifrig war, daß er sich dadurch die allgemeine Liebe und Achtung in und außer der Schule erwarb“.

Daneben war Reithard unentwegt schriftstellerisch tätig. „Der Erzähler“ des Jahres 1829 brachte mehr Gedichte seiner Feder denn je, darunter die „Metamorphosen“, die später in verbesserter Gestalt unter dem Titel „Der Traum“ in den 1842 publizierten „Gedichten“ einen Ehrenplatz einnehmen. Im Mai 1829 trat Reithard unter die poetischen Mitarbeiter des Braunschweiger „Mitternachtsblattes für gebildete Stände“, eines Rivalen des Stuttgarter „Morgenblattes“, in dem Adolf Müllner und nach dessen am 11. Juni des Jahres erfolgten Tode der junge Buchhändler Carl Niedmann<sup>42</sup> eine Reihe bedeutender deutscher Literaten um sich scharten. Reithard ist der einzige, aber nicht unwürdige Vertreter der Schweiz. In seinen Beiträgen<sup>43</sup> versuchte er sich zu einem großen Teil auf dem Gebiet der Satire; witzige oder witzig sein sollende Grabschriften wechseln mit epigrammatisch zugespitzten Beobachtungen und Anekdoten, und wie bei dem Württemberger Friedrich Haug, der offenbar zu Reithards Vorbildern gehörte, kommt die komisch-hyperbolische Metapher zu ausgiebigem Gebrauch. Außerdem plädierte er in dem Gedicht „Das Hochgericht“ für die Abschaffung

der Todesstrafe, und der zwölfstrophige „Traum“ ist ein in die Länge gespannened Lied der Sehnsucht nach dem verschwundenen Glück der Kindheit und seiner dereinstigen Erneuerung über den Sternen.

Auch ich ließ von der Hoffnung mich verlocken,  
In stolze Träume wiegt ich mich so gern;  
Auch ich erwachte dann und sah erschrocken  
Von meinem teuren Paradies mich fern!  
Die kalte Wahrheit streute ihre Flocken,  
Und fernhin schwand des Irrtums Wandelstern:  
O nimm mein Liebsteß, Schicksal, meine Lieder —  
Nur jene goldnen Träume gib mir wieder! . . .

Reithard wurde ferner ein eifriger Mitarbeiter an den beiden ersten Jahrgängen des je länger je weniger Originalbeiträge aufweisenden Malerischen Unterhaltungsblattes, das Franz Seypel in Zürich seit dem November 1829 herausgab.<sup>44</sup> Unter seinen Einsendungen seien die beiden Prosaskizzen über das „Fisckirchlein“ und den „Untergang von Hohenrealta“, sowie das Gedicht „Der Zürichsee“ hervorgehoben, in dem er seine Kenntnisse der germanischen und antiken Mythologie kundgibt und wieder in seinen Jugenderinnerungen und Todesahnungen schwelgt:

. . . . Denn hin sind jene Rosentage,  
Nur tiefe Sehnsucht blieb in meiner Brust.  
Mit tränenstillerem Blick lehnt sich die Klage  
Ans Monument der hingeschiednen Luft.  
Es naht die Nacht; schon schweigen alle Stimmen,  
Der laue Abendwind nur säuselt fort.  
Und sieh, in weißem Nebelduft verschwimmen  
Der Gletscher hehre Niesenbilder dort . . . .  
Die Glocke tönt vom nahen Turm herüber  
Mit wunderbarem, schmerzlichsüßem Klang,  
Und meine Blicke irren trüb und trüber  
Die Hügelreihn der Schlummernden entlang.  
Ach, bald vielleicht — wer sieht die Sichel blinken? —  
Bermobert dort, wo um den Leichenstein  
Des Tränenbaumes Zweige niedersinken,  
Tief unterm kühlen Rasen mein Gebein.  
Mag dann die Sonne auf und nieder tauchen,  
Und mag der Lenz bei seiner Wiederkehr  
Mir Duft und Blüten übern Hügel hauchen,  
Die starre Brust empfindet es nicht mehr . . . .

Im Eröffnungsgebidht des zweiten Jahrgangs der genannten Zeitschrift ringt Reithard für seinen Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben nach Erkenntnis. Das immerwährende Vergehen und Sterben in der Natur und in der Geschichte wird ihm zur notwendigen Vorbedingung des stets sich erneuenden Lebens, zum Beweis des unentwegten Strebens der Kreatur nach größerer Vollkommenheit und Reinheit:

Sahst du dort die holde Blume blühen?  
 Sie erlag der Sonne heißem Glühen,  
 Und ihr Kelch entleerte sich gebeugt;  
 Aber nicht ein Sämlein ging verloren:  
 Aus der Erde keimt es neugeboren,  
 Wenn der Frühling in die Täler steigt.  
 Sieh, die Zeit zertrümmert selbst das Große;  
 Doch in ihrem unerforschten Schoße  
 Wohnt Zerstörung neben Zeugungsmacht.  
 Erst nachdem Carthagos stolze Hallen,  
 Seine Größe in den Staub gefallen,  
 Glänzte Rom in göttergleicher Pracht.

Und im Bewußtsein dieser Anschauung, deren sprachlich-poetische Darstellung freilich mancherlei zu wünschen übrig läßt, ist er sicher, daß der im Menschen wohnende Geist, „dem die Natur sich neigt“, der forscht und liebt und dem die „Deutung“ wurde von einem zweiten Leben, nicht der Vergänglichkeit zum Opfer fallen kann:

Zu den Sternen wird er frei sich schwingen  
 Und zum Borne der Erkenntnis bringen,  
 Wo der Seraph Himmelsklarheit trinkt.

Der Wunsch, unter die Säger der Alpenrosen aufgenommen zu werden, des einzigen Schweizeralmanachs, der seit zwei Jahrzehnten regelmäÙig erschien und auch im Ausland Beachtung fand, brachte Reithard in Verbindung mit dem deutschen Flüchtling Adolf Follen, der, nachdem er 1827 als Professor der deutschen Sprache an der Marauer Kantonschule zurückgetreten war, in Zürich seinen Studien lebte. Im Namen eines „Vereins schweizerischer Schriftsteller und Künstler“, der nach dem Tod von Johann Rudolf Wyß dem Jüngern, dem langjährigen Spiritus rector des Almanachs, dessen Fortsetzung beschlossen hatte, waltete Follen in Verbindung mit Fröhlich des Redaktorenamtes.<sup>45</sup> Dem freundlichen Dilettantismus, der in den früheren Jahrgängen trotz mancher erfreulichen Leistung dominierte, wies sein kritischer Geist die Tür, damit das Büchlein auf einer höheren künstlerischen Basis sich erhebe. Reithard hatte ihm von Glarus aus eine ausgedehnte Ballade, „Die Gemsjäger“, eingefandt, welche, nachdem er sie auf Grund von Follens eingehender Besprechung einer Reihe von größeren und kleineren Änderungen unterzogen hatte, von diesem der Aufnahme gewürdigt wurde. „Die (beiden) Gemsjäger“ zählen bekanntlich zu den wenigen Gedichten Reithards, die ihn überlebten; sogar Gottfried Keller, der Reithard als Dichter sonst nicht gelten ließ, war ihnen gewogen.<sup>46</sup> Auch heute noch finden sie sich in vereinzelt Schulbüchern und Anthologien. Wenn auch diese Ballade, wie sie in den Alpenrosen auf 1831 erschien, noch nicht ihr endgültiges Kleid trug, sondern später wiederum in manchen Einzelheiten gefeilt wurde, so müssen wir dennoch festhalten, daß der spätere Zensor von Gottfried Kellers Frühlyrik die eine und andere Anregung zu ihrer sprachlichen und sachlichen Vollendung gegeben hat.



Johann Jakob Reithard, 1805—1857.



Der Verkehr mit Follen entfachte in Reithard aufs neue die heiße Sehnsucht, sein Wissen in systematischer Weise zu vertiefen. Zeigte ihm die geschlossene Persönlichkeit Spielbergs die Kraft, die eine gründliche allgemeine Bildung ausstrahlen kann, so wurde er sich Follen gegenüber der Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse im einzelnen bewußt. Am 10. Januar 1831 kündigte er dem neuen Gönner, den er noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, mit folgenden Worten das Resultat seiner Überlegungen an: „Schon lange nämlich lebt der Wunsch in mir, hinaus, in weitere Kreise, zu treten und mich in einem freieren, lichterem, geistigeren Leben zu sonnen. Je mehr ich an innerer Erkenntnis zunahm, mußte notwendig die Gewährung dieses Wunsches in mir zur höchsten Angelegenheit erwachsen, und so ist es denn endlich geschehen, daß ich, trotz der vielen und großen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung meines Vorhabens entgegenstellen, trotz der Liebe selbst, die mir in meinem Berufskreise als Lehrer so reich zuteil wurde, trotz meiner ehelichen Verbindung, und endlich trotz meines Mangels an eigenen pekuniären Kräften, mich entschlossen habe, eine deutsche Hochschule zu beziehen. Ich fühle tief, daß mir keine Ruhe wird, bis ich mir diejenigen Mittel verschafft habe, die mich zur Durchbildung führen können. Wohl hab ich mir selbst viel Mühe mit mir gegeben, aber die Resultate genügen mir nicht, können mir bei der Gewalt und dem Ziele meines Strebens nicht genügen. Darum hab ich denn auch das Herz in beide Hände genommen und meiner hiesigen Stelle rund heraus entsagt. Bei einem Alter von 25 Jahren ließ sich nicht länger zögern; einmal, das fühlt' ich, muß' es doch sein, später wärs zu spät.“

Aber schon der nächste, vom 1. März datierte Brief meldet Follen die Unmöglichkeit, dies Vorhaben auszuführen: „Mein Studienplan scheint wie so viele Pläne in der Welt zu Wasser gehen zu wollen. Die unglücklichen Verhältnisse meiner geliebten Mutter machen mirs zur Pflicht, einen Wunsch zu opfern, dessen Erfüllung mich persönlich wie nichts anderes beglückt hätte. Nur dieses Motiv konnte kräftig genug sein, meinen einmal gefaßten Entschluß zu erschüttern.“ Reithards Mutter wurde von den Schulden, die auf ihrem Heimwesen lagen, nahezu erdrückt, und mit der Seidenfabrikation, die sie trotz ihrer Kränklichkeit mit aller Energie betrieb, hatte sie keinen Erfolg, da Bestellungen nur selten und unregelmäßig einliefen. So opferte er das Wenige, das er erspart, und die Zukunftshoffnungen seiner Sohnesliebe und sah sich nach einer neuen Stelle um. Aber seine Bestrebungen (z. B. in Rheinfelden) blieben resultatlos, und sein Wegzug von Glarus stand auch aus andern Gründen in einem recht traurigen Zeichen. Sein Eheleben, das seit langem zerrüttet war, gestaltete sich immer mißlicher, bis ihn schließlich die Untreue seiner Gattin zwang, die Scheidung einzuleiten, die zwei Jahre später, am 27. Juni 1833, gerichtlich ausgesprochen wurde. Diese schmerzlichen Gemütserschütterungen setzten seinem durch Überarbeitung ohnehin geschwächten Körper derart zu, daß sein

Brusttübcl eine bedrohliche Form annahm. Von einer jüngeren Schwester geleitet, kam er im April 1831 „dem Tode nahe“ in seinem Heimatkanton an,<sup>47</sup> und es dauerte ziemlich lange, bis er unter der treuen Liebe der Seinigen wieder genas. Follen bewährte sich ihm als treuen Berater und Freund; er nahm ihn sogar für einige Zeit in sein Haus, den roten Ackerstein zwischen Wipkingen und Höngg, auf. Unter seiner kundigen Leitung beschäftigte sich Reithard — zu etwelchem Ersatz für die vereitelten akademischen Pläne — mit literaturhistorischen und sprachlich-ästhetischen Studien; auch für das Verständnis der Fragen und Interessen der Politik, in die er sich bald mit leidenschaftlichem Eifer stürzen sollte, bot ihm der Wohnsitz des einstigen Burschenschafters, in dem Kapazitäten von nah und fern vorsprachen, reiche Nahrung. Wie hoch Follen den jungen Dichter schätzte, geht daraus hervor, daß er ihm bald das Du anbot. Leider ging diese Freundschaft, wahrscheinlich aus politischen Gründen, nach wenigen Jahren in die Brüche; aber für Reithard war sie allzeit eine liebe, wohlthuende Erinnerung. „Follen hat,“ schrieb er ein Dezennium später, „für die Ausbildung meiner Dichtergabe viel getan, und dafür danke ich ihm heute wie immer herzlich, sowie für viele schöne, lebensfrohe und erfrischende Stunden, die nun, wie noch so manche trauliche Sterne, untergetaucht sind für diese Erdenzeit.“<sup>48</sup>

Der kurze Aufenthalt bei Follen kann das Ende der Lehrjahre Reithards genannt werden. Eine harmonische Ausbildung seiner reichen Talente blieb ihm versagt, denn „Erwerb“ war das Losungswort, das ihm sein und der Seinigen Interesse unerbittlich zurief. Nun galt es, den Kampf mit dem Leben in einer selbständigeren Weise als bisher aufzunehmen. Er führte zu keinem Sieg, sondern wurde eine ununterbrochene Kette von Mißerfolgen und Enttäuschungen, von Anfeindungen und ökonomischen Verlegenheiten. Die Tragik, die über diesem Erdenwallen und dieser Künstlererschaft liegt, im einzelnen zu enthüllen, wird die Hauptaufgabe des nächsten Neujahrsblattes sein.



## Anmerkungen.

1. Auch auf dem Titelblatt, das Reithard für seine bei Huber in St. Gallen und Bern 1842 erschienenen „Gedichte“ zeichnete, ist das Geburtshaus zu sehen. — Seit 1775 war die eine, seit 1782 auch die andere Hälfte desselben im Besitz von Reithards Großvater Johann Jakob Schultheß. Der Familie Reithar gehörte das Doppelhaus 1811—1835, dann erwarb es Hutmacher Konrad Hanhart. Im Jahr 1863 ging es durch Kauf an Kaspar Bühler über; seine heutigen Bewohner und Eigentümer sind dessen Söhne, die Herren Hermann und Julius Bühler.

2. Vom 15. September 1825 an tragen die Briefe der Eltern und Geschwister an den Dichter die Adresse „Herrn Jacques Reithard“. Das erste mir bekannte gedruckte Dokument, das er selbst mit „Reithard“ zeichnete, ist das am 4. Oktober 1825 im Thurer Intelligenz-Blatt publizierte Gedicht „Das Land der Ahnen“; vgl. Anmerkung 32. Unter den mir zugänglichen Briefen Reithards weist derjenige an seinen Freund Fizi vom 26. April 1826 zum erstenmal die Unterschrift „Reithard“ auf.

3. Über Konrad Greuter vgl. die Selbstbiographie seines Bruders Bernhard im Thurgauischen Neujahrsblatt 1833, Seite 9; ferner Reithards Schweizerisches Familienbuch, Zweiter Jahrgang, Zürich 1847, Seite 192. Über Johann Peter Nefemann gibt D. Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule, erster Band, Seite 224, Auskunft.

4. Brief J. C. Reithars an seinen Sohn Jakob vom 3. August 1823.

5. Gedichte 1842, Seite 290 f. — Schon früher hatte Reithard „Dem Andenken seines Vaters“ ein langes, schwungvolles Gedicht gewidmet, das im zweiten Jahrgang der von Anton Henne und ihm herausgegebenen „Schweizerblätter“ (St. Gallen 1833), Seite 162—167 zu finden ist. Auch hier lesen wir über den Tod Conrad Reithars folgendes:

Wo du auch schlummerst, deine Hülle  
Schafft jeden Ort zum Heiligum,  
Schafft Wogenlärm in Grabesstille,  
Zur Gruft die Mördergrube um.  
Kein Monument ist dir vonnöten,  
Der in sich selbst ein Denkmal schuf,  
Dir folgt dein Ruf — auch diesen Ruf  
Begehrte Bosheit dir zu töten.

6. Die Angaben über Heinrich Schultheß und seinen Vater stammen größtenteils aus dem biographischen Denkmal, das Reithard seinem Oheim im dritten Heft seines Schweizerischen Merkur (1832) setzte. Vom vierten Heft an trug diese Monatschrift den Titel „Schweizerblätter oder Schweizerischer Merkur“.

7. Vgl. den ausführlichen Nachruf auf Reithard, den sein Schwager, der St. Galler Landammann Gallus Jakob Baumgartner, im Neuen Tagblatt der östlichen Schweiz 1857, Nr. 263 und 264, veröffentlichte. Er enthält einige Zitate aus einem „Kindheitserinnerungen“ oder „Aus meiner Jugendzeit“ betitelten autobiographischen Aufsatz, den Reithard in den Jahren 1852—1854 in irgend eine Zeitschrift niedergelegt haben muß. Leider gelang es mir nicht, diese zu finden; doch scheint der Inhalt des Essays — teilweise wörtlich, aber mit Änderung der ersten Person in die dritte — in die von Johann Baptist Vandelin (vgl. Anmerkung 31) verfaßte Lebensbeschreibung Reithards übergegangen zu sein, die im Neuen Schweizerischen Unterhaltungsblatt (Bern, Gutfnecht) 1854, Seite 153—157 erschien.

8. Gedichte 1842, S. 440 f.
9. Vgl. die Kindergeschichte „Die geheimnisvollen Fremdlinge im Vaterhause“, die im vierten und letzten Heft der von Reithard 1852 bei Meyer & Hanisch in Zürich herausgegebenen Zeitschrift „Frühlings-Blätter“ zu lesen ist. Die angeführte Stelle findet sich Seite 88.
10. Schweizerisches Familienbuch, herausgegeben von J. J. Reithard, Erster Jahrgang, Zürich 1845, Seite 47; Zweiter Jahrgang, Zürich 1847, Seite 156 f.
11. Vgl. Neues Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1854, Seite 153 f.
12. Schweizerischer Volkskalender für 1851, gesammelt aus Originalbeiträgen von Reithard [dem Herausgeber], Stuz, Döffel u. a. Zürich, Verlag von Meyer & Hanisch, Seite 196 f.
13. Frühlings-Blätter 1852, Seite 84.
14. Für die auf Seite 10—11 vorkommenden Zitate sind die Gedichte 1842, das Neue, Schweizerische Unterhaltungsblatt 1854, Baumgartners Nekrolog 1857 zu vergleichen.
15. Einzig in Baumgartners Nekrolog ist von diesem Schulbesuch die Rede; leider sind auf dem Zürcher Staatsarchiv keine Schülerverzeichnisse und Protokolle des Collegium humanitatis aus jenen Jahren vorhanden.
16. „Zürcher Freytags-Zeitung 1823, Nr. 17.
17. Das Original dieses Briefes liegt im Usteri-Nachlaß der Stadtbibliothek Zürich. — Die im folgenden und Seite 12 erwähnte „Ankündigung“ fand ich einzig in der ebendort aufbewahrten „Zürcher Freytags-Zeitung“; sie ist der Nummer 46 des Jahrgangs 1822 beigeheftet. — Vgl. auch Gedichte 1842, Seite 440.
18. Aus dem Essay über Reithard, den Julius Stiefel unter dem Titel „Edelblüthen schweizerischer Balladendichtung“ in der Neuen Zürcher Zeitung 1872, Nr. 5 und 6, veröffentlichte.
19. Schweizerische Blumenlese von J. Bürkli, Erster Teil, Zürich 1780, Seite 92 bis 96; Zweiter Teil, Zürich 1781, Seite 103. — Gedichte über die Schweiz und über Schweizer, herausgegeben von J. Bürkli, Erster Teil, Bern 1793, Seite 78 und Seite 240-43.
20. Ländliche Gedichte von J. J. Rüttlinger, Erstes Bändchen, Ebnet 1823, Seite 16—21. — Vgl. über Rüttlingers Gedichte Der Erzähler 1823, Nr. 2; Beilage zur Neuen Zürcher Zeitung 1823, Nr. 34; 1824, Nr. 19.
21. Vgl. Gedichte 1842, Seite 449; Schweizerisches Familienbuch, Zweiter Jahrgang, Seite 132, Anmerkung.
22. Vgl. die Anmerkung 17 erwähnte „Ankündigung“, ferner die Schweizerische Monats-Chronik 1822, Nr. 11.
23. Allgemeine Augsburger Zeitung 1846, Nr. 49, Beilage; vgl. dazu meinen Essay „J. J. Reithard über Pestalozzi“, Pestalozziblätter 1900, Nr. 4.
24. Vgl. Johannes Dierauer, Müller-Friedberg, St. Gallen 1884, Seite 409 f.
25. Der Erzähler 1823, Nr. 41. — Gedichte Reithards finden sich außerdem in folgenden Nummern des Erzählers: 1823, Nr. 19, 27; 1824, Nr. 44; 1827, Nr. 1, 52; 1828, Nr. 7, 50; 1829, Nr. 1, 16, 27, 37, 52; 1830, Nr. 34.
26. Vgl. Der Erzähler 1827, Nr. 1; Reithard, Kalender für die Jugend und ihre Freunde auf das Jahr 1843, St. Gallen, Verlag von J. Tribelhorn, Seite 66—68; Wochen-Zeitung, Zürich 1846, Nr. 2; Allgemeine Augsburger Zeitung 1844, Nr. 338; 1846, Nr. 49 und 50, Beilagen; Pestalozziblätter 1900, Nr. 4.
27. Elias Looser war 1826 Hauslehrer in Thuisis, dann gründete und leitete er eine Privatlehranstalt zu Fürstenauburg (vgl. die Churer Zeitung 1826, Nr. 80, und den von Looser 1833 veröffentlichten Prospekt „Die Fürstenauburger Lehranstalt“). Zu Beginn der Vierzigerjahre amtierte er als Sekundarlehrer im bernischen Klein-Dietwil, später siedelte er nach Langenthal über, wo er den „Vaterländischen Pilger“ und 1846—1848 die „Penelope, eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung für das weibliche Geschlecht“, redigierte.

28. Gottlieb Samuel König von Biel erteilte 1819—1845 an der Burgdorfer Bürgerknabenschule Unterricht in Buchhaltung und Französisch, 1819—1833 außerdem in Zeichnen, Schreiben, Gesang. Anno 1828 gab er bei J. Gottlieb König in Biel „Die Anleitung zur Singkunst“ und „Anleitung zu einer häuslichen Buchhaltung“ heraus.

29. Johann Jakob Fizi, 1793—1865. Vgl. über ihn die hübsche Biographie, die seine in Chur lebende Tochter Marie Julie Fizi im Feuilleton der Appenzeller Zeitung (1896, Nr. 165—170) veröffentlichte. Der hochgebildeten, heute im dreifundneunzigsten Altersjahre stehenden Dame spreche ich auch an dieser Stelle für die Überlassung der Briefe Reithards an ihren Vater meinen herzlichsten Dank aus.

30. Gedichte aus Rhätien, ein Neujahrsgehenk auf das Jahr 1825; Chur, bei A. T. Otto.

31. Über Johann Baptist Bandlin vgl. Honegger, Die poetische Nationalliteratur in der Schweiz, Glarus 1876, Seite 396 f.

32. Intelligenz-Blatt 1825, Nr. 40; 1826, Nr. 6. Das in der zuletzt genannten Nummer erschienene Gedicht ist nicht gezeichnet, vgl. aber den verbesserten Abdruck desselben im zweiten Jahrgang (1847) des Schweizerischen Familienbuchs, Seite 111 f.

33. Hans Rudolf Wirz, geboren 1771, Pfarrer ins Wädenswil 1818—1835, gestorben in Zürich 1844.

34. Protokoll des Erziehungsrates 1823—1827, Seite 137 und 187; Kaegi, Geschichte der Herrschaft und Gemeinde Wädenswil, 1867, Seite 364 f.

35. Oberrichter Heinrich Escher (1777—1840) war 1822—1831 Oberamtmann zu Wädenswil, später Regierungsrat und Mitglied des Stadtschulrates.

36. Über Anton Biste vgl. das Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich 1847.

37. „Ankündigung einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt in Wädenswil am Zürichsee, 1828“. — Unterzeichnet ist die Broschüre: „Reithard & Theiler“.

38. Protokoll des Erziehungsrates 1828 — 1. Juni 1831, Seite 10 und 16.

39. Reithards Kollege Johann Karl Theiler gründete 1832 in Wädenswil eine neue Privatschule, später übernahm er eine Buchhandlung in Paris, zu Beginn der Vierzigerjahre kehrte er nach Zürich zurück, wo er am Landtöchterinstitut Religionsunterricht erteilte. Er starb 1860, im Alter von 57 Jahren.

40. Vgl. auch Gedichte 1842, Seite 276 f.

41. Biographien Spielbergs finden sich im Pädagogischen Beobachter 1838, Nr. 18, und in der Schweizerischen Lehrerzeitung 1906, Nr. 24.

42. Über Carl Christian Friedrich Niedmann vgl. Mitternachtszeitung 1830, No. 101; Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, Leipzig, Reclam.

43. Folgende Nummern des Mitternachtsblattes 1829 enthalten Gedichte Reithards: 75, 84, 89, 96, 107, 108, 132, 142, 182.

44. Malerisches Unterhaltungsblatt, Erster Jahrgang, Nr. 32, 38, 46, 47, 48, 51, 52; Zweiter Jahrgang Nr. 1, 6, 7, 32.

45. Vgl. Der Erzähler 1831, Nr. 46, Beilage. Außerdem konnte ich eine handschriftliche, auf autobiographische Mitteilungen zurückgehende Lebensbeschreibung A. C. Fröhlchs aus dem Ende der Vierzigerjahre benutzen.

46. Die Beziehungen zwischen Reithard und Gottfried Keller werden im nächsten Neujahrsblatt behandelt.

47. Neues Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1854, Seite 155.

48. Gedichte 1842, Seite 453.

